This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PHILIP II. OF SPAIN

D. A. Barker

~~UVS 33 c. 7~~
Vet. Ger. III B. 266

Presented by Mrs. D. A.
Barker

Schillers Werke.

Siebenter Band.

Schillers

ſämmtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit Privilegien gegen den Nachdruck.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1844.

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
21 NOV 1952
UNIVERSITY OF OXFORD

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage 3
Einleitung 7

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert . 23
Die Niederlande unter Karl dem Fünften 38
Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande 51
Das Inquisitionsgericht 58
Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande 65
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont 69
Margarethe von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande 78

Zweites Buch.

Cardinal Granvella 91
Der Staatsrath 124
Graf Egmont in Spanien 138
Geschärftere Religionsedicte. Allgemeine Widersetzung der Nation . . 144

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels 157
Die Geusen 175
Oeffentliche Predigten 189

Viertes Buch.

Der Bildersturm 207
Bürgerlicher Krieg 235
Abdankung Wilhelms von Oranien 255
Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes 266
Alba's Rüstung und Zug nach den Niederlanden 278
Alba's erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma . . . 294

Beilagen.

I. Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn . 309
II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 318

Geſchichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von der

ſpaniſchen Regierung.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watsons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolirte Facta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich

mich an die Quellen ſelbſt, und ſo erweiterte ſich zu einer ausgeführten Geſchichte, was anfangs nur beſtimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzuge der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, iſt nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzuſehen, die erſt unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte, dieſer vorbereitenden Epoche um ſo mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müſſen, je mehr ich dieſe Eigenſchaften bei den mehrſten Scribenten vermißte, welche dieſe Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher dieſen erſten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder geringe ſcheinenden, zu verſchwenderiſch in Wiederholungen, und überhaupt zu langſam im Fortſchritte der Handlung, ſo erinnere man ſich, daß eben aus dieſen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherigen großen Reſultate aus der Summe unzählig vieler kleinen ſich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die erſten Schritte immer langſam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann deſto raſcher; denſelben Gang habe ich mir auch bei Darſtellung dieſer Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leſer bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er ſich mit den handelnden Perſonen familiariſirt, und in dem Schauplatze, auf welchen ſie wirken, eingewohnt hat, mit deſto raſchern und ſicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes dieſen langſamen Gang und dieſe Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen läßt ſich bei dieſer Geſchichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man ſie alle geleſen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Leſen vieler in manchen Stücken leidet. Bei ſo ungleichen, relativen, oft ganz widerſprechenden Darſtellungen derſelben Sache hält es überhaupt ſchon ſchwer, ſich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweiſe verſteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Geſtalt vorhanden iſt. Bei dieſem erſten Bande ſind, außer de Thou, Strada,

Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meurſius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechſel ſeines Freundes Viglius, die Proceßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige Andere meine Führer geweſen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zuſammengetragene, und mit ſeltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen beſſern Namen verdient, hat mir ſehr wichtige Dienſte dabei gethan, weil ſie, außer vielen Actenſtücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die ſchätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc, und andere, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländiſchen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in ſich aufgenommen hat. Es iſt dies die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, welche in dieſem Jahrhundert in Holland erſchienen iſt. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Dinoth, iſt mir durch Auszüge aus einigen Brdſchüren jener Zeit, die ſich ſelbſt längſt verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechſel des Cardinals Granvella, der unſtreitig vieles Licht, auch über dieſe Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erſt kürzlich erſchienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Profeſſors Spittler in Göttingen, über die ſpaniſche Inquiſition, kam mir zu ſpät zu Geſicht, als daß ich von ihrem ſcharfſinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht geſtanden hat, dieſe reichhaltige Geſchichte ganz, wie ich es wünſchte, aus ihren erſten Quellen und gleichzeitigen Documenten zu ſtudiren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bei dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine

Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſeyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſeyn, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deßwegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismeſſe 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechzehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſner Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Deſpoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es iſt nicht das Außerordentliche oder Heroiſche dieſer Begebenheit, was mich anreizt ſie zu beſchreiben. Die Jahrbücher

der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als alle seine Nachbarn, jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich Andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, Einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, Ein Unternehmen die rastlose

Arbeit ſeines langen Regentenlaufs, alle dieſe furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresflut abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freie Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges, geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtands verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Deſpotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureißen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich einen veralteten Vertrag aufzuweiſen, und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants forderten einen ſtaatsklugen Mittler; Philipp der Zweite ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweifachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswerth war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verſchwinden

aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht ſich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweite ſendet ſo viele Verſtärkungen, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Corſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen, und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerriſſen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Waſſerflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entſetzt den Tyrannen des Throns, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen.

Jetzt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil ſie nicht mehr zurück kann; Factionen zerreißen ihren Bund; ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souveränetät wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt die Habſucht fremder

Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdling endlich bringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz ſeines ſtillen Bewußtſeyns koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Deſpotismus die Freiheit; mörderiſche Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte, und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Auge nicht erfreute, — der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf, — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Ducaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freiheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtungen ſeines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu gränzen; aber Vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs zu brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu

begünſtigen. Wäre das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, ſeine Macht zu theilen. Die koſtbare Politik, in jedem Cabinet Europens Verräther zu beſolden, die Unterſtützung der Ligue in Frankreich, der Aufſtand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Escurial erſchöpften endlich ſeine ſo unermeßlich ſcheinenden Schätze, und unterſagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutſchen und italieniſchen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter ſeine Fahnen gelockt hatte, empörten ſich jetzt, weil er ſie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entſcheidenden Moment ihrer Wirkſamkeit. Dieſe fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn ſelbſt, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüſtung gegen Britannien, an die er, gleich einem raſenden Spieler, die ganze Kraft ſeines Königreichs wagte, vollendete ſeine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der ſpaniſchen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie ſich die ſpaniſche Macht erſchöpfte, gewann die Republik friſches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubſucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau riſſen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbaren Krieges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Niederlande hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien ſelbſt konnte wenig Volk mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohlſtand überraſcht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten ſehr an Bevölkerung verloren, und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder; dieſe Wenigen hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete

Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhand nehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preis der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hoffnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtricten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Deſpotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republik gleichſam zu ſeinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was muß es damals geweſen ſeyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republicaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erſt erſtritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſeyn kämpfte, rückte ſie die Gränzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbaren Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfniſſe erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel.

Jenes verminderte, dieſe vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie ſich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erſchöpften, fing die Republik eigentlich erſt an, ihre Ernte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preis aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung; denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für ſie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Krieges that dem Könige von Spanien eben ſo viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen zuſammengefloſſen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbeern geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ſich ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte ſo vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren,

durch den Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu beſiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menſchen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beſchwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr perſönlicher Muth, noch ihre lange kriegeriſche Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit oft auch dem feigſten der Eingebornen über ſie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich ſchadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht geſchah, mußte der ſchwächere Feind zuletzt von dem ſtärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege ſeine Zuverſicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkrieges hatte ſich die republicaniſche Armee vor der ſpaniſchen im Felde kaum zeigen dürfen; ſeine lange Dauer übte und härtete ſie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüſſig wurden, war das Selbſtvertrauen der Rebellen mit ihrer beſſern Kriegszucht und Erfahrung geſtiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meiſter und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieſes Krieges von Seiten der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erſtes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verſchiedene Hände gegangen. Die Unentſchlüſſigkeit der Herzogin von Parma theilte ſich dem Cabinette zu Madrid mit, und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugſame Härte, die Gelindigkeit ſeines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oeſterreich Hinterliſt und Tücke, und der lebhafte cäſariſche Geiſt des Prinzen von Parma gaben dieſem Kriege eben ſo viel entgegengeſetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derſelbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem ſie anzuwenden ſeyn mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht

augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faction und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher, als Wilhelm der Verſchwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiße rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der Zweite nicht ſelbſt in den Niederlanden? warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehlſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andere Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Canäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geſchieden; nicht ſeine Menſchlichkeit, kalte Staatskunſt allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, deſto nachdrücklicher wären die Edicte geweſen; je dichter an ihrem Ziele, deſto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es koſtet unendlich mehr, das Böſe, deſſen man ſich gegen einen abweſenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angeſicht zuzufügen. Die Rebellion ſchien anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern, und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwande, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf Einmal geendigt. Jetzt mußte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für

die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erſpart hätte, die ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfniſſen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberiſchen Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majeſtät in allen Gemüthern ſchon vorgefunden. Was jene zu Gegenſtänden des Abſcheu's machte, hätte ihm höchſtens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger ſchmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher Deſpot war; wenn er auch nicht einmal der war, ſo würde das Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Angelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo, möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks eine Aufforderung an alle Fürſten ſeyn ſollen, in der Gerechtſame ihres Nachbars ihre eigene zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und die erſten Mächte Europens traten, lauter oder ſtiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiſer Maximilian der Zweite, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partei der Rebellen insgeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittlung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hof aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Deutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth

von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkte ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammenhalten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Umgange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöst, und die Hinterliſt zur Gottheit des Cabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bei Andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den erſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet das Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßſtab gefunden, das eigene Verdienſt dieſer Republicaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, oder daß ſie beim Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif, als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig, als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Aufzug jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majeſtät eines Freiſtaats, der mit Königen als ſeines Gleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſichtbare

Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten, — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstand unsere Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Bataver und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Bataver!“ redet

Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von diesen Römern noch wie sonst, als Bundsgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuren Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei, Germanien ist unser, und Gallien lüstern sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.“ Feierliche Sacramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund; wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis seine Insel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leyden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. [1]

[1] Tac. Histor. L. IV. V.

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution hineingehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs; von ſeinen Ueberwindern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläuftige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begränzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes. [1] Der Rhein machte ihre Gränzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen, [2] zu ſeiner Rechten die Frieſen, [3] und die Bataver [4] auf der Inſel, die ſeine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühm-

[1] J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

[2] In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

[3] Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theil von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyſſel.

[4] In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyſſel, dem heutigen Cleve u. ſ. f., zwiſchen dem Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kanninefater, Mattiaker, Mareſaten u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. c. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

lichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar, [1] waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Gränzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus, [2] wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reiterei erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen. [3] Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Canal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündung der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand. [4]

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrſcher zerbrochen, und erſcheinen wieder als ein freies und ſogar eroberndes Volk, das ſich durch eigene Gebräuche und den Ueberreſt der römiſchen Geſetze regiert, und ſeine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigſten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Geſetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren ſeiner Verfaſſung, ſeines Nationalgeiſtes

[1] De Bello Gall.
[2] Hist. L. IV. c. 12.
[3] Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.
[4] Tacit. Annal. II. cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Canäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Gränzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Theilung wieder zerrissen ward, so zerstelen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen. [1]

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie wie in allen übrigen aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hülfe ihrer Unterfassen gegen die Krone behaupten,

[1] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil, 4tes und 5tes Buch.

und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eignes unabhängiges Daseyn in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter Einem Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des größten Theils von den Niederlanden. [1] Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seine Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläuftigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Gränznachbarn Frankreichs, und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Süderse und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren. [2]

[1] Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

[2] Ein Page, der ihn fallen gesehen, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man fand seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worin er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten und seiner Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig der Eilfte die burgundischen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so seyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines, T. III. Preuves des Mémoires, 495. 497.

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichſte Fürſtentochter jener Zeit, und die unſelige Helena, die das Elend über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Eilfte von Frankreich für den jungen Dauphin, ſeinen Sohn, und Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs des Dritten Sohn, erſchienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſchenken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und hier zum erſten Male fing dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte ſein Geſuch durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtin vergab, ging dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegenere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treuloſe, unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus einer Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſeyn. Die günſtige Lage des Landes an der Nordſee und großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Hanthierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufloſſen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die ſie unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſchoß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen

für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigene Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige koſtbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch dieſe ungemein viel an Anſehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchafften, und für die Subſidien, welche ſie leiſteten wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchſen dieſe Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine koſtbare Ausrüſtung nothwendig machten, wie den Producten des Morgenlands ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf. So finden wir ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verſchiedenen Landſchaften verſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beſchworner Conſtitution in die Rechte des Vaters. [1]

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Conſtitution begegnet wird, ſind urſprüngliche Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Conſtitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausſchließt, iſt eine

[1] Grotius. L. I. 3.

natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß des Souveräns zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch beſonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch in der Folge, nachdem ſchon alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahinzogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſo, ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreich veredelt. [1]

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeine Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provincialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerlichen und peinlichen Händel als die letzte Inſtanz entſchied. Die Souveränetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war. [2] Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souveränetätsrechte verſicherte. [3] Der Uebermuth der Genter verging ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren

[1] De Bello Belg. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini Descr. Belg.
[2] Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 314.
[3] A. G. d. v. N. II. Th.

Richterſtuhl riſſen, und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freiſtaat ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund ſeines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Conſtitution übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher Kaiſer geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutſche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republicaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Gefolge von Ausländern in Brügges ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er ſeine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus milden Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Canäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, ſo viele künſtliche Canäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden,

belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir friesische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses muthige Volk unterstand sich sogar, ohne Compaß unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu steuern.[1] Von den wendischen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die große Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Compasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.[2] Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in Einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Producten aus allen Gegenden der Welt. Die Concurrenz der Verkäufer

[1] Fischers Geschichte des d. Handels. I. Th. 447
[2] Anderson. III. 89.

ſetzte den Preis der Waaren herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeihte im Schooß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren, [1] das Anſehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Verſuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſetzte ſie bald in den Stand, dem Hanſebund ſelbſt zu entſagen, und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen, und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels, und die große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und funfzig Kauffahrteiſchiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen. [2] Außer der reichen Niederlage des Hanſebunds waren hier noch funfzehn Handelsgeſellſchaften mit ihren Comptoirs, viele Factoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäiſchen Ländern. Hier war der Stapel aller nordiſchen Producte für den Süden, und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe gingen mit hanſiſchen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutſchland, oder wurden auf der Achſe ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

[1] Mémoires de Comines. L. III. chap. V.
[2] Anderſon. III. 237. 259. 260.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volke herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide.[1] „Dem Ueberflusse," sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) „war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwande getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzten, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Gränze und Maß.[2]

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darniederdrückten! Der burgundische

[1] Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenthümer damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimalhunderttausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karln dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken. Der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Comines. I. 253. 259. 265.

[2] Mémoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2. L. V. c. 9. 291. Fischers G. d. d. Handels. II. Bd. 193. u. f. f.

Zeitraum ſchimmert wohlthätig hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich dieſe flandriſchen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gavre viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhunderttauſend Goldgülden verſöhnen. Alle obrigkeitlichen Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweitauſend an der Zahl, mußten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahre 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leiſtete ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beiſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt auch verließ, und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlſtand verblühte langſam, wie er aufgeblüht war.[1]

[1] Anderſon. III. Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negocianten herbei.[1] Die Industrie der Nation war im Anfange dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufacturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Producte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meere mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten.[2] Den niederländischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Calicut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.[3] Hieher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es

[1] Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

[2] Anderson. III. Theil. 135.

[3] Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahingeschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen. [1]

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniß an, sich hier niederzulassen, und die Producte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten. [2]

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahr 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden. [3]

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederlande eben so

[1] Meteren. I. Theil. I. Bd. 12. 13.

[2] Fischers G. d. d. Handels. II. 593 u. f. f.

[3] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 562. Fischers G. d. d. Handels. II. 595 u. f. f.

ſehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die deſpotiſche Willkür eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberfluſſes und der Freiheit reiften alle edlern Künſte. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngſt ſein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſchönen Kunſt in ganz Europa Geſetze. Die Manufacturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben, und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei, die Kunſt auf Glas zu malen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guicciardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Compaſſes, deſſen Punkte man noch jetzt unter niederländiſchen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunſt in Haarlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufacturen werden ſeyn, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren dieſe Provinzen der beneidenswürdigſte Staat in Europa. Keiner der burgundiſchen Herzoge hatte ſich einkommen laſſen, die Conſtitution umzuſtoßen; ſelbſt Karls des Kühnen verwegnem Geiſte, der einem auswärtigen Freiſtaate die Knechtſchaft bereitete, war ſie heilig geblieben. Alle dieſe Fürſten wuchſen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem beſaßen dieſe Fürſten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für ſie ins Feld ſtellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte ſich Alles. Jetzt waren ſie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, der eine fremde Macht gegen ſie bewaffnen konnte.[1] Karl der Fünfte

[1] Die unnatürliche Verbindung zweier ſo widerſprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier ſind, konnte nimmermehr glücklich ausſchlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwiſchen beiden angeſtellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern," ſagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene Eines Stammes mit ihnen und auf denſelben Wegen herangewachſen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meiſten Dingen von einander ab, und ſtoßen, wo ſie zuſammentreffen, deſto heftiger gegen einander. Beide hatten ſeit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italieniſchen und afrikaniſchen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk iſt von Eroberungsſucht freier, aber keines vertheidigt ſein Eigenthum beſſer. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdſtrich zuſammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigene Bevölkerung vollgepreßt,

ſchaltete willkürlich in ſeinen ſpaniſchen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erſte Bürger. Die vollkommenſte Unterwerfung im Süden ſeines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringſchätzung geben; hier erinnerte man ihn, ſie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumſchränkten Gewalt koſtete, und je größer die Meinung war, die ihm von ſeinem Selbſt aufgedrungen wurde, deſto ungerner mußte er hier zu der beſcheidenen Menſchheit herunterſteigen, deſto mehr mußte er gereizt werden, dieſes Hinderniß zu beſiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die ſich unſern liebſten Wünſchen widerſetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das ſtets die Ohnmacht begleitet. Nie waren ſie für ihre Verfaſſung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorſichtiger in ihren Verhandlungen geweſen. Wir finden unter ſeiner Regierung die gewaltthätigſten Ausbrüche des republicaniſchen Geiſts

an der See und den größern Strömen befeſtigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordiſchen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechſelte ſeinen Herrn weit öfter, als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten ſein Charakter und ſeine Sitten mehr oder weniger — ſchon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieſer Vermiſchungen beſchreibt man uns dieſes Volk als das geduldigſte bei der Arbeit, das unerſchrockenſte in Gefahren, gleich lüſtern nach Reichthum und Ehre, ſtolz bis zur Geringſchätzung Anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch ſo rachſüchtig und ausgelaſſen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewiſſen noch Ehre gälte. Alles dieſes iſt dem Niederländer fremd, der liſtig iſt, aber nicht tückiſch, der, zwiſchen Frankreich und Deutſchland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer ſanftern Miſchung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungeſtraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Chriſtenthum, wozu er ſich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen, keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit ſeines Glaubens vergiftet. Ja, ſeine frommen Verſchwendungen gingen ſo weit, daß man der Habſucht ſeiner Geiſtlichen durch Geſetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern iſt eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterſchiede nur, daß der Niederländer die Geſetze über die Könige ſtellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Caſtilianer mit der meiſten Vorſicht regiert ſeyn; aber die Freiheiten, worauf ſie, ſelbſt Anſpruch machen, gönnen ſie Andern nicht gerne. Daher die ſo ſchwere Aufgabe für ihren gemeinſchaftlichen Oberherrn, ſeine Aufmerkſamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen ſo zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Caſtilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichſtellung des letztern den caſtilianiſchen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauche getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveräne Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Constitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts Anderes ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glücke einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politische Handlung war, so mußte er, vor allen Dingen seiner Gliedmaßen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republicanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritte trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rath, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter

einer Gerechtsame seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Constitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war in so weit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf Eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnisse des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurücke, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches

Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republicanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüber schweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachsthum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Factionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affecten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volk, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volk wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die

katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgeſetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutſchland, und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günſtigſte Erdreich finden. Ihre erſten Keime wurden durch die proteſtantiſchen Kaufleute, die ſich in Amſterdam und Antwerpen ſammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutſchen und ſchweizeriſchen Truppen, welche Karl in dieſe Länder einführte, und die große Menge franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen ſuchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländiſchen Adels ſtudirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erſt geſtiftet werden ſollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die ſtudirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermiſchten geſchloſſenen Volke konnten dieſe erſten Keime erdrückt werden. Der Zuſammenfluß ſo vieler und ſo ungleicher Nationen in den holländiſchen und brabantiſchen Stapelſtädten mußte ihr erſtes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beſchleunigen. Eine Verſchiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinſchaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Geſetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitſamkeit die gerühmteſte Tugend, Bettelei das verächtlichſte Laſter war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsſtand, lange anſtößig geweſen ſeyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher ſchon unendlich viel, daß ſie in dieſem Stücke die Meinung des Volks ſchon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunſt in dieſen Ländern einen ſchnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatraliſchen Vorſtellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verſpotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Anſehen der römiſchen Kirche zu ſtürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günſtige Aufnahme zu bereiten. [1]

[1] A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399; ſiehe die Note.

Ihre erſten Eroberungen gingen zum Erſtaunen geſchwind; die Zahl derer, die ſich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Secte bekannten, iſt ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieſer großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Deſpot nicht verfehlen kann, ſetzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichſten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbeſſerte Religion war die politiſche Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wiederauflebende Geiſt der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden. Auch die ſchlimme Sache, die mit jener nichts, als das geſetzwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandtſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe, die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor den Richtern zu ſeiner Secte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſachen hatte, ſie zu vertilgen — und

kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſerer Fürſten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edicte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts, zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edicten bei ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondere Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edicte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rückſicht ſeines Ranges, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterlichen Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart. [1]

Die Lehngüter eines Verurtheilten fielen dem Fiscus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Gränzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Deſpotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerſpruch anzutaſten. [2]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Deutſchland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen

[1] Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.
[2] A. G. d. v. N. II B. 547.

zu dürfen, und dachte ernſtlich darauf, die ſpaniſche Inquiſition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieſes Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillſtand. Die vornehmſten fremden Kaufleute ſtanden im Begriff, die Stadt zu verlaſſen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke ſtunden ſtille. Das Geld verlor ſich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieſer blühenden Handelsſtadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorſtellungen der Statthalterin überführt, dieſen gefährlichen Anſchlag nicht hätte fallen laſſen. Dem Tribunale wurde alſo gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquiſition gegen die mildere Benennung geiſtlicher Richter vertauſcht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieſes Tribunal fort, mit dem unmenſchlichen Deſpotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich iſt. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung funfzigtauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind.[1]

Wirft man einen Blick auf das gewaltſame Verfahren dieſes Monarchen, ſo hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung ſo wüthend hervorbrach, während der ſeinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieſen Umſtand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländiſchen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majeſtät ſeines Namens ſchloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für ſie alle Meere, und bereitete ihnen die günſtigſten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten ſie die Oberherrſchaft der Hanſa in der Oſtſee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutſchland, die nunmehr Einen Beherrſcher mit ihnen theilten, waren gleichſam als Provinzen ihres eigenen Vaterlands zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen ſechs Provinzen mit der burgundiſchen Erbſchaft vereinigt, und dieſem Staat einen Umfang, eine politiſche Wichtigkeit gegeben, die ihn den erſten Monarchien Europens an die

[1] Meteren. 1. Th. 1. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. L. I. 12. Der Letztere nennt hunderttauſend. A. G. d. v. N. Th. II. 519.

Seite ſetzte. [1] Dadurch ſchmeichelte er dem Nationalſtolze dieſes Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ernten. Karl war alſo ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf ſie zurückfloß, ihre republicaniſche Wachſamkeit beſtochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und Africa's umgab, erſchreckte die Factionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, zu zehn verſchiedenen Malen beſuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete ſich in ſeinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwiſchen König und Volk, war aus Brüſſel verbannt. Kein ſchelſüchtiger Fremdling ſperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürſten — der Weg zu ihm ging durch ihre eignen Landsleute, denen er ſeine Perſon anvertraute. Er ſprach viel und gerne mit ihnen; ſein Anſtand war gefällig,

[1] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die weſentlichen Verſchiedenheiten der Provinzen untereinander, die ſich von Verfaſſung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erſtreckten, brachten ihn von dieſem Vorſatze zurück. Weſentlicher hätte der Dienſt werden können, den er ihnen durch den burgundiſchen Vertrag leiſtete, worin ihr Verhältniß zu dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt wurde. Dieſem Vertrage gemäß ſollten die ſiebenzehn Provinzen zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des deutſchen Reichs zweimal ſo viel als ein Kurfürſt, zu einem Türkenkriege dreimal ſo viel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieſes Reichs genießen, und an keinem ihrer beſondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter ſeinem Sohne die politiſche Verfaſſung der Provinzen umänderte, hob dieſen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleiſtet, keiner weitern Erwähnung verdient.

seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfohl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt, und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachsen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen. [1] — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichsten Freude, konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken. [2]

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; sein Eintritt

[1] Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren. 1. Theil, 1. B. 21. 22.

[2] A. G. d. v. N. II. 512.

in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohnes deſto widriger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung in Brüſſel löste er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn Euch mein „Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den Beſitz dieſer „Länder geſetzt hätte, ſo würde mir ein ſo koſtbares Vermächt„niß ſchon einen großen Anſpruch auf Eure Dankbarkeit geben. „Aber jetzt, da ich ſie Euch aus freier Wahl überlaſſe, da ich zu „ſterben eile, um Euch den Genuß derſelben zu beſchleunigen: „jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr dieſen Völkern bezahlet, „was Ihr mir mehr dafür ſchuldig zu ſeyn glaubt. Andere „Fürſten wiſſen ſich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen „abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Dieſe Freude will ich noch „ſelbſt mit genießen, ich will Euch leben und regieren ſehen. „Wenige werden meinem Beiſpiele folgen, Wenige ſind mir darin „vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig ſeyn, „wenn Euer künftiges Leben meine Zuverſicht rechtfertigt, wenn „Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr bisher bekannt habt, „wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerſchütterlich ver„harret, der die feſteſte Säule Eures Thrones iſt. Noch Eines „ſetze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne „beſchenkt haben, dem Ihr die Herrſchaft abtreten könnet, — aber „nicht müſſet.“

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, knieete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Mal. Es weinte Alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde. [1]

Dieſem rührenden Gaukelſpiele folgte bald ein anderes.

[1] Strada. Dec. I. L. I. 4. 5. Meteren. 1. Buch. 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.

Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von „Spanien, beiden Sicilien u. s. f., gelobe und schwöre, daß ich „in den Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein guter „und gerechter Herr seyn, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen „und Unterthanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von „meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohn„heiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt „und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten „und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was „einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechts„wegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine „Heiligen!“ [1]

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten, [2] wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte — Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.
[2] Ebendaselbst 516.

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften: den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest, und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Maiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft.[1] Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes

[1] Strad. Dec. 1. L. I. 17. 18 Thuan. II. 482.

erſchien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen ſtrengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenſchaften hier weniger ſtürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geſchenke dieſer nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden ſeines Gewerbes; und ſeiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotiſcher Stolz ſpielen hier in ſanftern Miſchungen mit menſchlichern Laſtern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrſcht durch einen verſtändigen Fürſten und keines ſchwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends iſt die Volksſtimme eine ſo unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunſt kann ſich in keiner rühmlichern Probe verſuchen, und fleche gekünſtelte Politik hat keine ſchlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieſer, konnte mit Rieſenſtärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß ſeine Kraft aufbot, wenn eine kluge und ſchonende Verwaltung ſeine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ ſeinem Nachfolger eine Gewalt in dieſen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verſchieden war. Das königliche Anſehen hatte ſich merklich über die republicaniſche Macht erhoben, und dieſe zuſammengeſetzte Maſchine konnte nunmehr beinahe ſo ſicher und ſchnell in Bewegung geſetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, ſonſt ſo mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in ſeinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majeſtät. Die verſchlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erſchaffen, von denen ſie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenſchaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republicaniſcher Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüſtigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumſchränkter Satrap eines unumſchränkten Herrn zu drücken oder zu plündern war eine mächtigere Reizung für die Habſucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertſten Theil der Souveränetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und ſchwere Schulden verſunken. Unter dem ſcheinbaren Vorwande von Ehrenbezeugungen hatte ſchon Karl der Fünfte die gefährlichſten Vaſallen der Krone durch koſtbare Geſandtſchaften

an fremde Höfe geſchwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, und Graf von Egmont nach England geſchickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu ſchließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwiſchen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Eliſabeth zu ſtiften. Die Unkoſten dieſer Reiſe beliefen ſich auf dreihunderttauſend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller erſetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkoſten tragen, die dieſe Würde nothwendig machte. Wenn fremde Geſandte oder Fürſten nach Brüſſel kamen, lag es den niederländiſchen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein ſpeiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die ſpaniſche Politik hatte noch ſinnreichere Mittel erfunden, die reichſten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahr erſchien einer von den caſtilianiſchen Großen in Brüſſel, wo er eine Pracht verſchwendete und einen Aufwand machte, der ſein Vermögen weit überſtieg. Ihm darin nachzuſtehen hätte in Brüſſel für einen unauslöſchlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erſchöpfte in dieſen theuern Wettkämpfen ſein Vermögen, indeſſen der Spanier noch zu rechter Zeit wieder nach Hauſe kehrte, und die Verſchwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländiſchen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verſtand. Freilich ſchlugen dieſe Künſte nachher nicht ſo glücklich für ſie aus, als ſie berechnet hatte; denn eben dieſe drückenden Schuldenlaſten machten den Adel jeder Neuerung günſtiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüſtung nur zu gewinnen hat.[1]

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es ſeyn. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und wie jene ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu

[1] Reidanus L. I. 2.

einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder. Die Biſchöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majeſtät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheile des Souveräns das Intereſſe des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Beſatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Factionen getrennt, und ihrer mächtigſten Stütze ſo ungewiß waren. Wie wenig erforderte es alſo, dieſes Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Verſehen ſeyn, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in dieſen Ländern war, ſo großes Anſehen hatte die ſpaniſche Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte ſich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichſter Nachbar, durch einen ſchweren Krieg und noch mehr durch innere Factionen entkräftet, die unter einer kindiſchen Regierung ihr Haupt erhuben, ging ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Eliſabeth von England ihren eigenen, noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefeſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der Vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen, und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieſes letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft, und das wachſende Kriegsglück Solimans zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa. Dankbarkeit und Furcht verſicherten Philipp die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchten ſeine Geſchöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder fingen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erſt anfing, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen —

welche furchtbare Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war Beides schlecht, weil er Beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte, demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben

Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Perſon zur Laſt legen, iſt ſehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur. Eine Monarchie von dieſem Umfange war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz, und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte. Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kömmt durch Claſſification ſeiner Beſchränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blicke die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtract verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkür verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Gränze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hülfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp mußte um ſo viel mehr Deſpot ſeyn, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten: er mußte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem Allem? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröffnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bei

der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in Betrachtung kommen ſollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den ſpaniſchen Thron beſtieg, und ſein frühe reifer Verſtand hatte vor der Zeit ſeine Volljährigkeit beſchleunigt. Ein Geiſt, wie der ſeinige, der ſeine Reife fühlte, und mit größern Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrſchers mußte den ſelbſtzufriedenen Stolz dieſes Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, ſeinen Geiſt von kleineren Leidenſchaften abzuziehen, und den ſtrengen Ernſt ſeines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade ſparſam genug, ſein Verlangen nach der unumſchränkten Gewalt deſto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Beſitz nahm, hatte ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die ſüße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchſten Gewalt überraſcht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder ſanftern Regung öffnet, und dem die Menſchheit ſchon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längſt vorbei, oder niemals geweſen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf dieſe wichtige Probe ſtellte, und ſeine befeſtigten Grundſätze widerſtanden dieſer wohlthätigen Erſchütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, ſich zu dieſem Uebergange anzuſchicken, und anſtatt bei den Zeichen ſeines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen ſeiner Regierung im Rauſch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelaſſen und ernſthaft genug, ſogleich in den gründlichen Beſitz ſeiner Macht einzutreten, um durch ihren vollſtändigſten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquiſitionsgericht.

Philipp der Zweite ſah ſich nicht ſo bald durch den Frieden von Chateau-Cambreſis im ruhigen Beſitze ſeiner Reiche, als er ſich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht ſeiner niederländiſchen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche ſein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen laſſen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und ſchreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquiſition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber ſein Werk ſchien ihm kaum zur Hälfte vollendet, ſolange er die ſpaniſche Inquiſition nicht in ihrer ganzen Form in dieſe Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran ſchon der Kaiſer geſcheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung iſt dieſe ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beiſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterſtuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto ſicherer zu ſeyn, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſäculariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer

Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Creaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franciscanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Köln zu wenden. [1]

Aber die Inquiſition, welche jetzt gemeint iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprunge und anders an Geſtalt. Der letzte mauriſche Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der ſaraceniſche Gottesdienſt endlich dem überlegenen Glücke der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreiche, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tauſend Familien nach Africa getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimat gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiel verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem Mahomed und Moſes zu dienen. Solange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; ſolange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Throne nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhl. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gegraben worden, und bei dem fortdauernden Einfluſſe des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb.

[1] Hopper Mémoires d. Troubles des Pays-bas in Vita Vigl. 65 sq.

Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Cardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominicanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniſſe ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtincte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſts wird geahndet wie Vatermord, und ſchändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemälden

werden ihre Sentenzen vollſtreckt; und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affect durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemalt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen, und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheimniſſe des heiligen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beſchließen den ſchauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger Menſch, deſſen Qualen jetzt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen. Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchen Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt? [1]

[1] Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9 sq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gerichte ſeine erſte Entſtehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den ſchwachen Ueberreſten der Saracenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an; ſie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber ſo, wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsſtrich, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſt eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahre 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er ſelbſt war ein weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquiſitoren für alle niederländiſchen Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edicte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſah ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Secten gezwungen, dieſe Edicte zu erneuern und zu ſchärfen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem

Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominicaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edicte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen ſchien, und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieſer letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſeyn ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine deſpotiſche Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr, als der Name und Dominicaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger, und ſehr ſelten ſein Verbrechen; ein ruchloſer teufliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdruſſe einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszuſagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts mußten unnatürlich und ſchrecklich ſeyn. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenen Mannes war nunmehr in die Hände

eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist. [1]

[1] Grotius. Lib. I. 9. 10.

Andere Eingriffe in die Conſtitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein ſo unnatürliches Gericht, das ſelbſt dem duldſameren Geiſte der Spanier unerträglich geweſen war, einen Freiſtaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die ſpaniſche Kriegsmacht, die auch nach wiederhergeſtelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichsconſtitution zuwider, die Gränzſtädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man dieſe Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einſah, und mehr auf ſeine guten Geſinnungen baute. Jetzt erblickte man in dieſen Truppen nur die fürchterlichen Zurüſtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine anſehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte dieſe Ausländer entbehrlich. Die Zügelloſigkeit und Raubſucht dieſer Spanier, die noch große Rückſtände zu fordern hatten, und ſich auf Unkoſten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, ſie von den Gränzen zuſammenzuziehen, und in die ſeeländiſchen Inſeln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüſtet wurden, ging ihre Vermeſſenheit ſo weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlaſſen wollten, als länger von dem viehiſchen Muthwillen dieſer raſenden Bande leiden. [1]

Sehr gern hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Edicten mehr Kraft zu geben, und die

[1] Allgemeine Geſchichte der verein. Niederlande. III. Band. 21. Buch. S. 23 u. f. f.

Neuerungen zu unterſtützen, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deßwegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsſtände auszuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bei dieſer Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chicane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Factionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann, bald ſollen ſie ſeinen Sohn Don Carlos an der Gränze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Caſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eigenen Schatulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beide aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß ſie ſich nie entſchließen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen, deſto hartnäckiger beſtunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent mußte er mitten im Kreiſe ſeiner Höflinge eine republicaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndicus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte die Nothwendigkeit unſere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden

gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtörern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich gegen einen Ueberfall unſerer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſcheren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe ſendeſt?" Dieſe Sprache war dem König zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer!" rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?" Sogleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichtsdeſtoweniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte. [1]

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht. [2] Italien, beide Indien und alle Provinzen dieſer ungeheuren

[1] Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren. 1. Theil. 1. Buch. 47.

[2] Reidan. L. I. p. 1.

Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſolange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Caſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit der Staaten.[1]

[1] Grot. Annal. L. I. p. 13.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stund, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, solange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delicater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme.

Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig seyn kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Gränze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andern verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf einen von diesen beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das

unabhängige Fürſtenthum Oranien. — Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, desſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eigenen Unterrichts in Regierungsgeſchäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete ſogar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eigenen Klugheit würden entgangen ſeyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſt eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwei öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofes, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder Ferdinand die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden commandirte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, dem es allzu gewagt ſchien, dem erfahrnen franzöſiſchen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu ſetzen. Abweſend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bei dem Vater geſtanden hatte, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. Philipp, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch

Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, — bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, — stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen

Fürſtenhöfe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Palaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Gränze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. Philipp der Zweite ſchaute ſchnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eignen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigten, die er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Macchiavell zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem

Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht. [1]

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände. [2] Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht

[1] Strad. Dec. I. L. I. p. 24. und L. III. p. 55. sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2. sq. Burg. 65. 66.

[2] Strad. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010 Reidan. L. I. p. 2.

vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer im letzten Acte ſeines Lebens auf ſeinen Schultern ruhete, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

Nicht minder edeln Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gävre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegeriſcher Muth die Waffen des Hauſes Oeſterreich ermüdet hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von ſeinen Vorfahren hatte ſchon unter Maximilian die Statthalterſchaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen; die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das Theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Kriegsgefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt. Auf einer freien Stirn erſchien ſeine freie Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer, als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, ſobald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfing. Egmont beſaß mehr

Gewiſſen, als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nicht Böſes oder Gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittlung ſtatt; darum entſchied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſah die Welt, wie ſie wirklich war, Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuſchalten, der ſie endlich tolldreiſt, wie Cäſar ſeinem Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont. Trunken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſeyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher dieſe Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr als ein Fläminger geweſen. [1]

Philipp der Zweite ſtand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien die einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſeyn. Geburt und Anſehen, die Stimme der Nation

[1] Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23. und L. III. 84.

und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.[1]

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.[2]

[1] Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.
[2] Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

Margaretha von Parma, Oberſtatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch geſpannt iſt, wer über das Schickſal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erſcheint an den Gränzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem Könige aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländiſchen Fräulein Vangeeſt 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſertochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers, vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, beſtimmte man ſie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich, nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum dritten Mal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farneſe, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten,

erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautſchatz, und Margaretha wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiele ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieſer Liebhaberei den Tod fand, war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin, und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapazen dieſer Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Gränzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltenen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewiſſensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche wie eine Magd bediente, und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als dieſen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt, und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigenthümliche Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italieniſchen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit mehreren Jahren an weibliche Regierungen

gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte, und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahndete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstin für sie bereitet lag.[1]

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Gränze des Landes, und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanction und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eilf neue Ritter des goldenen Vließes, ließ seine Schwester auf einem Stuhl neben sich niedersitzen, und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedicte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die

[1] Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. bis 30. Meteren. II. B. 61. Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero). T. II. Vita Vigl. 18. 19.

aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren, und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn zu senden, der in Brüssel residiren sollte. [1]

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volke, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibesconstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Fläminger zu einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerste wagen. Diese Vorstellung unterstützten

[1] Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. I. 32

auch einige Räthe des Königs, und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedicte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer. [1]

Nach einer Einrichtung, die ſchon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drei Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drei Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrath, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der ſchon durch Karl den Fünften dem geheimen Rathe in Brüſſel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit dem Gerichtsweſen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsſcheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterſchaften der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, mit der Grafſchaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Oſtfriesland, Overyſſel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambreſis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unſerer Aufmerkſamkeit weniger würdig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in

[1] Bentivogl. L. I. p. 10.

der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Commando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitz erwählte. Die Einsetzung des Prinzen von Oranien in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Constitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß, oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Gesinnungen, ersetzten an wirklichem Anspruch, was ihm an einem zufälligen abging. [1]

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Escadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraten, Bossu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet. [2] Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienste, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche

[1] Meteren. I. Band. I. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7.-25. 30. 34. Strad. L. I. 20 sq. A. G. d. v. N. III. 21.

[2] Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21 sq. Hopper 18. 19 sq. Thuan. T. II. 489.

ſo viel Beſchwerde geführt wurde, ſtanden unter zwei ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Gränzſtädten in Beſatzung.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bei dieſer Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen dieſe Beiden, und gegen den Letztern beſonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, ſo gab er ihnen dennoch dieſe öffentlichen Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch nicht reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beider Güter wurden ſteuerfrei erklärt, [1] die einträglichſten Statthalterſchaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Commando über die zurückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn ingeheim deſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwiſchen ihm und einer Prinzeſſin dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ſeine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war; eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat. [2] Der Haß gegen dieſen gewann es ſogar einmal über ſeine angeborne Verſtellungskunſt, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen rauh anzulaſſen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte Philipp, indem er ſeine Hand ergriff, und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand verſtummt; und ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe, und ging nach

[1] Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. N. III. B. 8.
[2] Watson. T. I. 137.

der Stadt zurück.[1] So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längſt ſchon im Buſen trug, und dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entriſſen hat.

Philipp hatte ſeinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren Gränzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu beſetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerkſamkeiten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beiſtande, wo möglich, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er ſich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung ſeiner wichtigen Uſurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete ſeinen Abſchied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er ſie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er dieſem unglücklichen Volke zugedacht hatte, ſollten den heitern Glanz der Majeſtät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener ſchreckliche Ruhm war ſeinen Stellvertretern beſchieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr geſchmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geſchichtſchreiber Strada, der von Allem, was die Oberſtatthalterin betraf, aus ihren eignen Papieren unterrichtet ſeyn konnte,[2] hat uns einige Artikel aus der geheimen Inſtruction aufbehalten, die ihr das ſpaniſche Miniſterium gab. Wenn ſie merkte, heißt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Factionen getheilt, oder, was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatconferenzen vor der Sitzung gerüſtet und mit einander verſchworen ſeyen, ſo ſollte ſie die ganze Rathsverſammlung aufheben, und in einem engern Ausſchuſſe eigenmächtig über den ſtreitigen

[1] Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange.
[2] Strad. L. II. 49. L. I. 31.

Artikel verfügen. In diesem engern Ausschusse, den man die Consulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entschließung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen, und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander stürmen, kann selten ein Rathschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Cirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, eben so bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Unwissenheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern, und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen. [1]

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, so lange er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen, und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Rechtsangelegenheiten der höhern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Cabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in

[1] Strad. Dec. I. L. I. 31.

ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben ſcheint; weil er dieſen in Brüſſel wußte, konnte er in Segovien ſchlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm verſenkte ſeine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land ſtieg, und ſeine finſtere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abſcheuliches Gelübde. In die Hände eines Prieſters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwiſchte in ſeinem Betſtuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünſchungen ſeines Volks. [1]

[1] Allg. Geſch. d. v. Niederlande. III. 27. 28.

Zweites Buch.

Cardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Cardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm, und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Cabinette des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen, und erwarb sich ein großes Vermögen. [1] Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die

[1] Meteren 60. Strad. 47.

Erſtlinge ſeiner Beredſamkeit hören, die ihm in der Folge eine ſo große Obergewalt über zwei Könige gab.[1] Karl bediente ſich ſeiner noch bei verſchiedenen ſchweren Geſandtſchaften, die er mit dem größten Beifalle ſeines Monarchen beendigte, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes koſtbare Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meiſterſtücke ſeines politiſchen Genies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Cardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen die Proteſtanten, welche nachher zu Chateau-Cambreſis, wo auch er an dem Friedensgeſchäfte mitarbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſeltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geſchäften, die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit war mit laſttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendſte Genie mit dem bedächtlichſten Maſchinengange in dieſem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht ſelten beſchäftigte er fünf Secretäre zugleich und in verſchiedenen Sprachen, deren er ſieben geredet haben ſoll. Was eine prüfende Vernunft langſam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltſam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbeſtechlich, weil keine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geiſtes durchſpähte er das Gemüth ſeines Herrn, und erkannte oft in der Miene ſchon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeſchickten Schatten die nahende Geſtalt. Mit hülfreicher Kunſt kam er dieſem trägeren Geiſte entgegen, bildete die rohe Geburt

[1] Allgem. Geſch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

noch auf ſeinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die ſchwere und ſo nützliche Kunſt, ſeinen eigenen Geiſt zu verkleinern, ſein Genie einem andern leibeigen zu machen, verſtand Granvella; ſo herrſchte er, weil er ſeine Herrſchaft verbarg, und nur ſo konnte Philipp der Zweite beherrſcht werden. Zufrieden mit einer ſtillen, aber gründlichen Gewalt, haſchte er nicht unerſättlich nach neuen Zeichen derſelben, die ſonſt immer das wünſchenswürdigſte Ziel kleiner Geiſter ſind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre ſie nie von ihm geſchieden geweſen. Kein Wunder, daß ſo außerordentliche Eigenſchaften ihm die Gunſt ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben geſammelt und in dieſem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So ſelbſtzufrieden dieſer Letztere auch ſeiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, ſo nothwendig war es ſeiner furchtſamen ſchleichenden Politik, ſich an einen überlegenen Geiſt anzuſchmiegen, und ihrer eignen Unentſchloſſenheit durch Anſehen, fremdes Beiſpiel und Obſervanz nachzuhelfen. Keine politiſche Begebenheit des königlichen Hauſes kam, ſo lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reiſe nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben ſo wichtiges Geſchenk mit dieſem Miniſter, als ihm ſelbſt von dem Kaiſer, ſeinem Vater, in ihm hinterlaſſen worden war.

So gewöhnlich wir auch deſpotiſche Fürſten ihr Vertrauen an Creaturen verſchenken ſehen, die ſie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer ſie gleichſam ſind, ſo vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verſchloſſene Selbſtſucht eines Charakters, wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Vertrauen, ja ſogar Vertraulichkeit überging. Das leiſeſte Aufwallen des erlaubteſten Selbſtgefühls, wodurch er ſein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geſchienen hätte, den der König einmal zu dem ſeinigen geadelt, hätte dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gekoſtet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenſchaften der Wolluſt, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beſeelte, das ſüße Bewußtſeyn

eigener Ueberlegenheit und Kraft mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besaß, um sie von der Großmuth des Königs zum zweiten Mal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser, fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.[1] Weniger Staatsmann, als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Nothfalle mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber

[1] Strada 65.

durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eignen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart und die Leidenſchaften ſeines geiſtlichen Standes. In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwiſchen der Nation und dem König unheilbar, weil er ſelbſt ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigne niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienſte gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er geſtiegen war. Die Proteſtanten kannten ihn als ihren unverſöhnlichſten Feind; alle Laſten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten deſto unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigern Geſinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den ſchrecklichſten Feind ihrer Freiheiten, und den erſten Urheber alles Elendes, welches nachher über ſie gekommen iſt. [1]

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlaſſen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren dieſem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanction und Nachdruck erhalten; die neuen Maſchinen, die er ſpielen ließ, mußten durch eine gefürchtete ſtarke Hand in Gang gebracht, ihre erſten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Obſervanz erſt geſichert werden. Jetzt ſtellte er dieſen Miniſter allen Leidenſchaften bloß, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem ſchwachen Arm eines Unterthans, woran ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühete das Land, und ein allgemeiner Wohlſtand ſchien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, deſſen es kürzlich

[1] Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50 Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuſchte das Auge, aber ſie war nur ſcheinbar, und in ihrem ſtillen Schooße loderte die gefährlichſte Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, ſo wankt ſie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüſternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutaſten, und Geſetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte ſeinen Gegenſtand wechſeln; dieſe Geringſchätzung des Lebens und Eigenthums furchtſame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewiſſe Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur ſchüchtern und ſtill am Boden gekrochen ſeyn, hätte ſie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran ſie furchtbar emporſtieg. Karl der Fünfte hatte die niederländiſchen Großen verwöhnt, da er ſie zu Theilhabern ſeines Ruhms machte, ihren Nationalſtolz durch den parteiiſchen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem caſtilianiſchen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen ſeines Reichs einen Schauplatz aufſchloß. Im letztern franzöſiſchen Kriege hatten ſie um ſeinen Sohn dieſen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau Cambreſis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit geweſen, und jetzt vermißten ſie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf ſie ſo zuverſichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutſchen Kaiſerthums von der ſpaniſchen Monarchie und den minder kriegeriſchen Geiſt der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem

Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung, und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen. [1]

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort

[1] Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-bas. p. Hopper. 22. Strad. 47.

bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schickſal dieſes Reichs konnte er das Schickſal ſeiner Niederlande vorbildlich angekündigt leſen, und der Geiſt des Aufruhrs konnte dort ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut; eine ähnliche Raſerei der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Faction hatte ſein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten dieſen mächtigen Staat gewaltſam an den Rand ſeines Untergangs. Hier wie dort konnten ſich Eigennutz, Herrſchſucht und Parteigeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Gränze beider Länder zerfließt im walloniſchen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher ſeine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſagen, deſſen Sprache, Sitten und Charakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern gehalten — aber die neue Secte, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Chriſtenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind drohende Vulcane, die, durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet ſeyn, weil ſie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat ſo leicht wie ſein Spanien ſchließen? Wenn er dieſe Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, ſo mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.[1]

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt ſeiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papſtthums in dieſe Länder zurückzuführen, die mitherrſchende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republicaniſchen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der ſpaniſchen Politik und der Auftrag des neuen Miniſters. Aber

[1] Strad. L. III. 71. 72. 73.

dieſem Unternehmen ſtanden Hinderniſſe entgegen, welche zu beſiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maſchinen in Bewegung geſetzt werden mußten. Zwar ſchienen die Inquiſition und die Glaubensedicte hinreichend zu ſeyn, der ketzeriſchen Ausbreitung zu wehren; aber dieſen fehlte es an Aufſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß, und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte dieſe Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche außerdem, durch die beſondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrſcher geſchützt war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzſtiften von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte ſchon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieſer Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und Maximilian hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterſagte Karl dem Fünften die Ausführung dieſes weitläuftigen Planes, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtniß aller dieſer Fürſten übernahm.[1] Jetzt war der Zeitpunkt erſchienen, wo die dringende Noth der Kirche dieſe Neuerung entſchuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünſtigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die ſich aus allen Gegenden Europens in den niederländiſchen Städten zuſammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entſtanden, die von ſo wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Biſchöfe ſo gering war, ſo mußten ſich ihre Diſtricte nothwendig viel zu weit erſtrecken, und vier Menſchen konnten der Glaubensreinigung durch ein ſo weites Gebiet nicht gewachſen ſeyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbiſchöfe von Köln und

[1] Burgund. 45. Strad. 22.

Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Aebten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichste betrieben. Franz Sonnoi, ein Priester aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Creatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Uebel zu steuern, muß der römische Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Gericht von sieben Cardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger Pius der Vierte.[1] Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier

[1] Burgund. 46. Meteren 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

Bisthümern sind dreizehn neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügges, Ypern und Rüremonde, stehen unter dem Erzstifte zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leeuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzstifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und, nebst mehrern reichen Abteien, Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitze ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amt zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung. [1]

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Constitution, schreit man, ist unter

[1] Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles des Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Districte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen. [1]

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte. [2] Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, Jedem fürchterlich machten. „Wer," hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlament zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiseyn gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz

[1] Grotius 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq.
[2] Abt von Affligbem.

zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausspüren, und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." „Welche Gewaltthätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen?" Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter. [1]

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrathe verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien theilt." [2] Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz

[1] Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 36.
[2] Strad. III. 80. 81.

ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischofe verschont bleiben sollte. [1]

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruch. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern, und dem Vortheil des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rüremonde und Leeuwarden setzten sich standhaft entgegen, und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten würden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler,

[1] Burgund. 60. 61. Meteren. 59. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 488.

und ſeinem Triumph mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde. [1]

Unterdeſſen war auch der beſtimmte Termin verfloſſen, auf welchen die ſpaniſchen Truppen das Land räumen ſollten, und noch war kein Anſchein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Urſache dieſer Verzögerung, und der Argwohn brachte ſie mit der Inquiſition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieſer Truppen erſchwerte dem Miniſter alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachſam und mißtrauiſch machte; und doch wollte er ſich nicht gern dieſes mächtigen Beiſtands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles haßte, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widerſprach, unentbehrlich ſchien. Endlich aber ſah ſich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernſtlich auf die Zurücknahme dieſer Truppen zu dringen. Die Provinzen, ſchreibt ſie nach Madrid, haben ſich einmüthig erklärt, daß man ſie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, ſo lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufſtandes wäre bei weitem dringender, als eines Ueberfalls der franzöſiſchen Proteſtanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entſtünde, ſo wären dieſe Truppen doch zu ſchwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch ſuchte der König durch Verzögerung ſeiner Antwort wenigſtens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorſtellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben ſeyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verluſt, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, dieſe Truppen im mittelländiſchen Meere zu brauchen. Er willigte alſo endlich in ihre Abreiſe; ſie wurden in Seeland eingeſchifft (1561), und das Jubelgeſchrei aller Provinzen begleitete ihre Segel. [2]

Unterdeſſen herrſchte Granvella beinahe unumſchränkt in dem Staatsrath. Alle Aemter, weltliche und geiſtliche, wurden durch ihn vergeben; ſein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Verſammlung. Die Statthalterin ſelbſt ſtand unter ſeinen Geſetzen. Er hatte es einzurichten gewußt,

[1] Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 24.
[2] Strad. 61. 62. 63.

daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt.[1] Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats, oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden.[2] Den Grafen Barlaimont, den Präsidenten Viglius und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senat, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werth, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirath mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen,

[1] Meteren 61. Burgund. 37.
[2] Meteren 61.

welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstandes hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nöthigte ihn selbst, Patriot zu seyn, und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und seine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edicte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten. [1]

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edicten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer

[1] Grot. 8—14. Strad. 51.

Bekenner vertilgt werden. Alle dieſe Hinrichtungen waren jetzt eben ſo viele verführeriſche Ausſtellungen ihrer Vortrefflichkeit, ſo viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer ſtrahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der ſie ſtarben, nahm für den Glauben ein, für welchen ſie ſtarben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerſtraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Anſehen des Papſtes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß geſtritten, wurden Predigten gehalten und Menſchen bekehrt. Vom Lande und aus Städten ſtürzte der Pöbel zuſammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Anſehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete ſchaarenweis die proteſtantiſchen Prediger, denen die Inquiſition nachſtellte, trug ſie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verſteckte ſie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erſte Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das walloniſche Flandern. Ein franzöſiſcher Calviniſt, Namens Launoi, ſtand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß ſie Krankheiten vorgeben, und ſich von ihm heilen laſſen ſollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel ſchaarenweis mit ſich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geſchah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt ſich die Obrigkeit der Apoſtel bemächtigte. Indeſſen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer ſo furchtbaren Anzahl, daß ſie ſtark genug war, die Gefängniſſe zu erbrechen, und der Juſtiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herſtellten. Aber dieſer unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimniſſe hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchleiert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftauſend bei einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und

wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrte? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Secte bekannten, und nur einem günstigeren Zeitpunkt entgegen sahen, es laut zu thun? [1]

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edicte, das Bedürfniß des erschöpften Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Gränze vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnisse des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigenthum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrath den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Adels den heftigsten Widerstand findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugesehen; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe

[1] Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 25.

der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bei; die Vorſtellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen, und ſich ſelbſt, ohne Beiſtand, in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entging die Gefahr nicht, die ſich über ihm zuſammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathſchlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," ſchreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen ſich ſelbſt handeln, als wenn ſie zugibt, daß die Stände ſich verſammeln." Ein ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Verſuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuſchränken; aber jetzt iſt er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geiſt des Aufruhrs ſchon weit umher ſich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verluſt ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlaſſen werden, das Anſehen der Biſchöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künſte des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beiſtand der Nation ſicher zu rechnen haben." Dieſe Vorſtellung, der es wenigſtens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenverſammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu ſchleuniger Abſendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was ſie erhielt, war, ſtatt der Subſidien, Geld an die Königin

Mutter zu ſchicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigſtens die Nation mit einem Schattenbilde republicaniſcher Freiheit zu täuſchen, beruft ſie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes zu einer außerordentlichen Verſammlung nach Brüſſel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfniſſe des Staats zu berathſchlagen. Nachdem ihnen der Präſident Viglius den Gegenſtand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieſer Zeit verſammelt ſie der Prinz von Oranien in ſeinem Palaſte, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorſtellt, ſich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinſchaftlich die Maßregeln zu beſtimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müſſe. Viele ſtimmen dieſem Vorſchlag bei, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Cardinals Granvella, hatte den Muth, in dieſer Geſellſchaft zum Vortheile der Krone und des Miniſters zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, ſich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und dieſe Vorhervereinigung der Stimmen ſey eine geſetzwidrige, ſtrafbare Anmaßung, deren er ſich nicht ſchuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte.[1] Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfalle unterrichtet, wußte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beiſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen, daß Florenz von Montmoreney, Herr von Montigny, eine Reiſe nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jetzigen Zuſtand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheurungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels

[1] Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strad. 82.

nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften. [1]

Eifersucht, Privatvortheil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. So lange sich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen sich wieder in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen seyn würde.[2] Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese Beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oranische Faction, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biscaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republicanischer Geist kam

[1] Strad. L. III. 83.
[2] Burgund. 45. Strad. 83. 84.

den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete ſich unter dieſen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erſchüttert, aber ſich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrath die günſtigen Geſinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Canäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſchlimmen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bei dem Könige leiſtete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinſchaftlichen Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter förmlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu bringen. Der Herzog von Arſchot, dem dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze anzunehmen geſonnen ſey; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe, und es übrigens ſehr vermeſſen finde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel geſchlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Abſcheu vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrag zurück. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung ſchlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geſchrieben, und alle drei unterzeichnen ihn.[1] (1563.)

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchſte Gewalt in

[1] Strad. 85. 86.

ſo ſtrafbaren Händen ſey, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſobald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Anſehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſey, als dem Cardinal Granvella, in dieſen Ländern zu erhalten. [1]

So geheim dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbeſtimmt. „Der König," enthielt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Cardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden. [2] Außer dieſem Briefe, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eignes Handſchreiben von dem König, worin der Wunſch geäußert war, von ihm beſonders zu erfahren, was in jenem gemeinſchaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden ſey. Auch der Regentin ward auf das pünktlichſte vorgeſchrieben, was ſie allen dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbeſondere zu antworten habe. Der König kannte ſeine Menſchen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken ſey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum ſuchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufſicht eines höhern Verſtandes entzogen war. Indem er ihn durch dieſes ſchmeichelhafte Merkmal ſeines Vertrauens vor ſeinen beiden Freunden auszeichnete, machte er

[1] Burgund. L. I. 67. Hopper 30. Strada 87. Thuan. Pars. II. 489.
[2] Vit. Vigl. T II, 32. 33. Grot. 16. Burg. 68.

die Verhältniſſe ungleich, worin alle drei zu dem Throne ſtanden; wie konnten ſie ſich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachſamkeit dieſen Plan; aber die Folge dieſer Geſchichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgeſtreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war. [1]

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; ſie hatten den Muth, noch einen zweiten Verſuch zu wagen. „Es habe ſie nicht wenig befremdet," ſchrieben ſie, „daß Se. Majeſtät ihre Vorſtellungen ſo weniger Aufmerkſamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Miniſters, ſondern als Räthe Sr. Majeſtät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zuſtande ſeiner Staaten zu benachrichtigen, haben ſie jenes Schreiben an ihn ergehen laſſen. Sie verlangen das Unglück des Miniſters nicht, vielmehr ſollte es ſie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wiſſen. Davon aber ſehen ſie auf das vollkommenſte überzeugt, daß ſich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieſes Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zuſtand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen es zu verlaſſen, und um Granvella's willen eine weite Reiſe nach Spanien zu thun. Wenn es alſo Sr. Majeſtät nicht gefiele, ihrer ſchriftlichen Bitte zu willfahren, ſo hofften ſie in Zukunft damit verſchont zu ſeyn, dem Senate beizuwohnen, wo ſie ſich nur dem Verdruſſe ausſetzten, den Miniſter zu treffen, und wo ſie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, ſich ſelbſt aber nur verächtlich erſchienen. Schließlich baten ſie, Se. Majeſtät möchte ihnen die ungeſchmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein ſetzten, gut zu handeln, als ſchön zu reden." [2] Daſſelbe enthielt auch ein beſonderer Brief des Grafen von Egmont, worin er für das königliche Handſchreiben dankte. Auf dieſes zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorſtellungen in Ueberlegung nehmen; indeſſen erſuche man ſie, den Staatsrath, wie bisher, zu beſuchen."

[1] Strada 88.
[2] Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

Es war augenſcheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Geſuch ſtattfinden zu laſſen; darum blieben ſie von nun an aus dem Staatsrath weg, und verließen ſogar Brüſſel. Den Miniſter geſetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; ſie verſuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewieſen ſie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher ſie ſich durchdrungen fühlten, und wußten Allem, was er unternahm, den Anſtrich des Lächerlichen zu geben. Durch dieſe niedrige Behandlung hofften ſie den Hochmuth dieſes Prieſters zu martern, und von ſeiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeſchlagen war. Dieſe Abſicht erreichten ſie zwar nicht, aber das Mittel, worauf ſie gefallen waren, führte endlich doch den Miniſter zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte ſich lauter gegen dieſen erhoben, ſobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verſcherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabſcheuung dieſes Miniſters vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichſam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht ſchont, Hand an ſeine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfaſſung, die große Klage der Nation, hatte ſein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauſpiel der Hinrichtung, womit die Geſchäftigkeit der Inquiſitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abſcheu gegen ihn in ſchrecklicher Uebung, und endlich ſchrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltthätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteiſucht, dem Neide und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelöſten Volks. Es iſt merkwürdig, daß

der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsſpruch zu rechtfertigen, den ſie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus ſeine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karl dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher ſchmerzen ſollen — unter dem Herzoge von Alba wurde ſie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung gegen die ſeines Nachfolgers noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß ſein Zeitalter den Grad perſönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken laſſen, die es ſich gegen ſeinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit ſeiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Muthwillen ſeiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben dieſe Würde, die ihn mit dem römiſchen Hofe näher verknüpfte, machte ihn deſto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüſſel, und eine anſtößige verhaßte Tracht, welche gleichſam die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht ſein ehrwürdiger Rang, der allein oft den ſchändlichſten Böſewicht heiligt, nicht ſein erhabener Poſten, nicht ſeine Achtung gebietenden Talente, ſelbſt nicht einmal ſeine ſchreckliche Allmacht, die täglich in ſo blutigen Proben ſich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter ſchützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in ſeinem Beiſpiel unnatürlich vermengt.[1] Verhaßte Gerüchte brandmarkten ſeine Ehre; man

[1] Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, ſeine Bedienten eine gemeinſchaftliche Livere tragen, auf welche eine Narrenkappe geſtickt war. Ganz Brüſſel legte ſie für den Cardinalshut aus, und jede Erſcheinung eines ſolchen Bedienten erneuerte das Gelächter; dieſe Narrenkappe wurde nachher, weil ſie dem Hofe anſtößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein ſehr ernſthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrſcheinlich ſeine Entſtehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Anſehen des Cardinals ſank endlich ſo weit herab, daß man ihm öffentlich einen ſatyriſchen Kupferſtich in die Hand ſteckte, auf welchem er über einem Haufen Eier ſitzend vorgeſtellt war,

dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt, oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Gränzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung.[1]

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal in dem Cardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen, verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon

woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Randschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören! A. S. d. v. N. III. 40.

[1] Hopper. L. I. 35.

lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes ſah ſich aus einem langen Zuſtande der Knechtſchaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit verſetzt; dieſe traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtſchaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländiſchen Unruhen in republicaniſche Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufſtand der Pariſer war die Geburt der Armuth, ausgelaſſen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er ſtammte. Das Murren der Niederlande war die ſtolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeiſterten jene, dieſe Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habſucht, Granvella's Herrſchſucht. Jener war menſchlich und ſanft; dieſer hart, gebieteriſch, grauſam. Der franzöſiſche Miniſter ſuchte in der Zuneigung ſeiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländiſche Miniſter forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den ſie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem verſuchte das Parlament eine Macht zu erſchleichen, die ihm nicht gebührte; unter dieſem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterliſtig zu vertilgen ſtrebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieſer mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anſtatt daß die Erſtern ihren gemeinſchaftlichen Feind nur darum zu ſtürzen trachteten, um ſelbſt an ſeine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle ſelbſt vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Menſch ganz beſitzen ſollte.

Indem dies unter dem Volke geſchah, fing der Miniſter an, am Hofe der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beſchwerden über ſeine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete ſie auch, daß der allgemeine Abſcheu, der auf ihm haftete, ſie ſelbſt noch ergreifen, oder daß ſein längeres Verweilen den gedrohten Aufſtand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, ſein Unterricht und ſein Beiſpiel hatten ſie

endlich in den Stand gesetzt ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachtheiligen Stimmung für den Cardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere sich sehr," sagte ihr unter andern Graf Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sey, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein," setzte der Graf hinzu, „habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sey; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen, und sie hiemit gewarnet haben." Weil sich der größte Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republicanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblicke an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Secretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Cardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit

eines vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von seinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vorurtheile zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatze zu Hülfe kam, und freiwillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neid als der Schande bloßſtellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehls, von dem König empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beiſpiele jener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſelbſt, ſcheint es, wollte der niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne überlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung des Königs ausgefallen ſey. Wenige Tage nach Armenteros' Zurückkunft ſah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Geſichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, eh' er ſein Amt niederlegte, unterſteht man ſich zu behaupten, ſoll er eine Ausſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht, und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun.[1] Es iſt klein und

[1] Reidan. 4.

verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln, aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehl mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es rathsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Großen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte Granvella's Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterland, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Cardinal gab seinem Abzug aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl sich im Senat zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu seyn, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Granvella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Barlaimont und Viglius dieses Gerücht zu unterhalten, und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr

peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius der Vierte gestorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag, und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finsteres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem lästigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdestoweniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, und im Vollgenuß seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte.[1]

[1] Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88—98.

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzug des Miniſters zeigten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrath wieder ein, und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Curien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war Alles zu erhalten, ſobald ſeinem Eigenſinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen geweſen war. Der große Credit des Adels bei dem Volke unterſtützte ſie darin auf das nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, das ſich auf dem deutſchen Reichstage ſo oft bewährt hat, daß man nur *viel* fordern müſſe, um immer *etwas* von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſah ſich mit Vergnügen ihrer langen Knechtſchaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſchmeichelnde Demuth ließ ſie die ganze Süßigkeit ihrer Herrſchaft empfinden. [1]

[1] Hopper. 38. Burg. 78. 79. Strad. 95. 98 Grot. 17.

(1564.) Granvella war zu Boden gestürzt, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rath und im Finanzrath zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Oranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Cardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen-Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senate, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theolog und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatte den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheil der Niederlande lenken. [1] Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die

[1] A. G. d. v. N. II. Theil. 503 u. folg.

wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die geprüfteſte Treue gegen ſeinen Monarchen, und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.[1]

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahnes, wie ſein Freund, Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger ſchlimm genug, ſie, wie ſein Vorgänger, Granvella, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der kühnern Leitung ſeines eignen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber dem bequemeren Pfad des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſobald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rath zu Brüſſel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London, oder im Senat zu Amſterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt geſtorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faction an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was uns die Geſchichtſchreiber von dem Verdienſt und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Cardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatze verſchwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günſtiges Licht auf ſeinen Charakter. Mehr als einmal bemüht ſich der Prinz von Oranien, ihn von dem Intereſſe des Cardinals abzuziehen, und ſeiner eigenen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem ſchwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faction heraustreten, und das Intereſſe der Krone, das ſchon in Gefahr iſt aufgeopfert

[1] Vita Vigl.

zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen; war Barlaimont der Erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der Erſte, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zuſammenkunft wiſſe, und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beiſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſtem Muth und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu ſtolz und deſpotiſch dachte, um eine andere als dieſe zu wählen. [1]

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mansfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und alſo mit dem ganzen niederländiſchen Adel, wie es ſchien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchiſchen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen zu arbeiten. Um ſo mehr muß uns der entgegengeſetzte Geiſt ihres Betragens befremden, der deſto auffallender iſt, weil wir ſie mit den vornehmſten Gliedern der Faction in freundſchaftlichen Verhältniſſen finden, und gegen die gemeinſchaftlichen Laſten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich ſehen. Aber ſie fanden in ihrem Buſen nicht Selbſtvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem ſo überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen ſie ihren gerechten Unwillen dem Geſetz der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthſchaftlich und zu weiſe, um das gewiſſe Gut, das ſie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn ſchon beſaßen, von ſeiner Gerechtigkeit oder Furcht erſt ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten ſie vielmehr den günſtigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beſtändigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfall des Adels, im Preiſe geſtiegen war.

[1] Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geists. Das Geschenk war klein; wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Secte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Megen waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edicte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von

Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals „der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung „der Inquisition, die Milderung der Edicte und die Entfernung „des Cardinals Granvella nothwendig mache, so hat uns der „König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unserer „Klagen ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Ma„jestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; „es ist die höchste Zeit einzulenken, daß wir dem König, wenn „er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit entgegen gehen „können. Ich für meine Person bin vor seiner Ahndung nicht „bange; mit getrostem Muthe würde ich mich auf seinen Wink „in Spanien stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein „Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als „zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten „könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je „mehr und mehr seine Sicherheit befestigt, und den Verdacht „von seinen Handlungen entfernt. Höre ich,". heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer „Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner „Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer „zu bringen." [1]

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Curien zurück;

[1] Strada 159.

aber ſein eigenes Beiſpiel war es, was dieſe anſteckte. Die erfinderiſche Habſucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewiſſe Summen verſichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto beſtohlen. Ohne Rückſicht des Ranges oder Verdienſtes ſah man die Dienſtleute und Creaturen der Staatsräthe und Provinzſtatthalter zu den wichtigſten Bedienungen vorgeſchoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre unterſten Diener nehmen. Kein Kunſtgriff der Verführung wurde geſpart, den Geheimſchreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbeſcholtenen und redlichen Mann, in dieſe Ausſchweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgeſpiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundſchaft wußte man ſich in ſeine Vertraulichkeit einzudrängen, und ſeine Grundſätze durch Wohlleben aufzulöſen; das verderbliche Beiſpiel ſteckte ſeine Sitten an, und neue Bedürfniſſe ſiegten über ſeine bis jetzt unbeſtechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitſchuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die ſeinigen zu verbergen. Einverſtanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch ſchlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Abſichten der Regierung. Unterdeſſen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrſchaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künſtlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien ſpielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren weſenloſen Zeichen und einer demüthigen Außenſeite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte ſie ganz der Faction und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengeſetzte Weiſe brachte ſie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorſtellungen, welche ihr Viglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faction beherrſchte, ſo wie ſie ihn ehemals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachläſſigt hatte. Beinahe alle Geſchäfte und aller Einfluß wendeten ſich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittſchriften kommen an ſie, alle Beneficien wurden von ihnen vergeben. Es kam ſo weit, daß ſie den Obrigkeiten der Städte Rechtsſachen entzogen, und vor ihre Gerichts-

barkeit brachten. Das Anſehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie ſie das ihrige erweiterten, und mit dem Anſehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beiſpiel der Landesregierung. Der Geiſt, der den Staatsrath zu Brüſſel beherrſchte, verbreitete ſich bald durch alle Provinzen. Beſtechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterſtühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Secten benutzten dieſe Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldſamern Religionsgeſinnungen des Adels, der entweder ſelbſt auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigſtens die Inquiſition als ein Werkzeug des Deſpotismus verabſcheute, hatten die Strenge der Glaubensedicte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Proteſtanten ertheilte, wurden dem heiligen Amt ſeine beſten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel ſeinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquiſition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn ſeine Neigung noch mehr, als die Vorſchrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendſten Zwange der Intoleranz in einen Zuſtand der Freiheit über, deſſen ſie bereits zu ſehr entwöhnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquiſitoren, des obrigkeitlichen Beiſtandes beraubt, ſahen ſich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges ließ der Stadtrath ſelbſt einige ihrer Diener, die ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Waſſer und Brod ins Gefängniß ſetzen. Um eben dieſe Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geſchriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeſchlagen, welche enthielt, daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen. [1]

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faction nicht gelang, ihre Anhänger in dieſe zwei Curien einzuſchieben, ſo blieb ihr kein anderes Mittel übrig,

[1] Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen, und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistands der übrigen Staatsräthe zu versichern. „Man nenne sie zwar Sena„toren," ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, „aber „Andere besitzen die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um die „Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sey, der ein„dringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu „erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz „noch die Gesetze bewachten, sondern nur die Organe wären, „durch welche die beiden andern Collegien auf den Staat wirkten. „Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung ge„wachsen seyn, die man unnöthiger Weise unter drei verschiedene „Kammern vertheilt hätte, wenn sie sich nur unter einander ver„binden wollten, dem Staatsrath diese entrissenen Zweige der „Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele den ganzen „Körper belebe." Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt seyn sollte. Nun sah man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthum der Ketzerei zu besorgen sey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.[1]

[1] Burgund. 92—94. Hopper. 41. Vita Vigl. S. 87. 88.

Sie berufft alle drei Curien zusammen, um über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustand der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faction nicht das Mindeste ahndete, widersprach dieser Meinung. „Das Uebel," sagte er, „worüber man „klage, sey allerdings groß und nicht zu vernachlässigen, aber „unheilbar sey es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht ver„waltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst „das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen „gegen sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug un„terstützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm „die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine „Volk nach dem Beispiel der Edeln die Verehrung gegen seine „Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwal„tung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die „Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser „Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und „nach würden befreien können. Wenn der Staatsrath seine In„dulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die „Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr „achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder einsetzte, „kurz, wenn nur die Collegien und die Statthalter erst ihre „Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu „also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts „Neues geschehen sey, um dieses außerordentliche Mittel zu „rechtfertigen? Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er „sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge „er sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Botschafters als„dann seyn möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu „vermögen." [1]

Ueber die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der einzige zu seyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte.

[1] Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43 sq.

Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen, und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen seyn mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen, und seinem Gesuch eine Hülfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt seyn kann. Egmont selbst wünschte die Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen. [1]

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen, und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdiensts erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhl, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Protestanten

[1] Strada 103.

ſind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanftern Weg in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entſcheidungen vermehrte bei dieſen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die ſie längſt gegen das Papſtthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch überſehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Myſterien der Kirche ſo nahe zu bringen, und mit Vernunftſchlüſſen für Gegenſtände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüſſe des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholiſchen Mächte. Frankreich verwarf ſie ganz, ſowohl den Calviniſten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren ſich der Papſt über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholiſche Fürſten Deutſchlands erklärten ſich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewiſſen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an ſeine eigenen Rechte ſtreiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eiferſucht wachen konnte, als er; ſo ſehr ihn der große Einfluß des Papſtes auf das Concilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung deſſelben beleidigt hatte; ſo eine gerechte Urſache zur Feindſeligkeit ihm endlich der Papſt durch die Zurückſetzung ſeines Geſandten gab, ſo willig zeigte er ſich doch, die Schlüſſe des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politiſchen Rückſichten wurden dieſer Angelegenheit nachgeſetzt, und er gab Befehl, ſie in allen ſeinen Staaten abzukündigen. [1]

Der Geiſt des Aufruhrs, der alle niederländiſchen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieſes neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther wären in Gährung, das Anſehen der römiſchen Kirche bei Vielen ſchon aufs tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums nicht anders als anſtößig ſeyn; aber ſo ſehr konnte Philipp der Zweite ſeinen Charakter nicht verläugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes

[1] Hist. de Philippe II. Watson. T. II. L. V. Thuan, II. 29. 491. 350. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60.

Erdreich und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die Trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward.[1]

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrath zu Brüssel. Die Nation — erklärte Wilhelm von Oranien — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden sehen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche," sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und die Ge„nauigkeit der Disciplin durch solche allgemeine Concilien erhal„ten. Den Glaubensirrungen, welche unser Vaterland schon so „lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegengesetzt „werden, als eben diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt „dringt. Wenn sie auch hie und da mit den Gerechtigkeiten des „Bürgers und der Constitution im Widerspruche stehen, so ist „dies ein Uebel, dem man durch eine kluge und schonende Hand„habung derselben leicht begegnen kann. Uebrigens gereicht es „unserm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er „allein vor allen Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein „besseres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen, und Maß„regeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von „ihm heischt, und das Glück seiner Unterthanen ihm zur Pflicht „macht." Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen Einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Capitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen, und den Namen der Republik zu diesem

[1] Strada 102.

Eingriffe in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben, und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war. [1]

[1] Watson. T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burg. 115.

Graf Egmont in Spanien.

Dem König, dieſer Schlüſſe wegen, Vorſtellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Proteſtanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsverſammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerſetzlichkeit des niederländiſchen Volks gegen die Edicte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, dieſe Edicte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den ſchlechten Zuſtand des Kriegsweſens und der Finanzen in ſeinen niederländiſchen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Beſtallung des Grafen wurde von dem Präſidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erſchöpfung des Schatzes. Auf die perſönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredſamkeit des Botſchafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorſtellungen, welche durch ihn an den König ergehen ſollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung," ſagte er, „welche der Prä„ſident von unſern Beſchwerden gemacht, iſt weit unter der „Wahrheit geblieben. Wie kann der König die ſchicklichſten Heil„mittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Uebels verhehlen?

„Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, als ſie „wirklich iſt; laßt uns aufrichtig eingeſtehen, daß jede Provinz, „jede Stadt, jeder noch ſo kleine Flecken davon wimmelt; laßt „uns auch nicht bergen, daß ſie die Strafbefehle verachten, und „wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu alſo noch „dieſe Zurückhaltung? Aufrichtig dem Könige geſtanden, daß die „Republik in dieſem Zuſtande nicht verharren kann. Der ge„heime Rath freilich wird anders urtheilen, dem eben dieſe all„gemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher ſonſt dieſe „ſchlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, dieſe allgemeine Verderb„niß der Richterſtühle, als von ſeiner Habſucht, die durch nichts „zu erſättigen iſt? Woher dieſe Pracht, dieſe ſchändliche Ueppig„keit jener Creaturen, die wir aus dem Staube haben ſteigen „ſehen, wenn ſie nicht durch Beſtechung dazu gekommen ſind? „Hören wir nicht täglich von dem Volk, daß kein anderer „Schlüſſel ſie eröffnen könne, als Gold, und beweiſen nicht ihre „Trennungen unter einander ſelbſt, wie ſchlecht ſie von der Liebe „zum Ganzen ſich beherrſchen laſſen? Wie können Menſchen zum „allgemeinen Beſten rathen, die das Opfer ihrer eignen Leiden„ſchaft ſind? Meinen ſie etwa, daß wir, die Statthalter der „Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Lictors mit unſern „Soldaten zu Gebote ſtehen ſollen? Laßt ſie ihren Indulgenzen „und Erlaſſungen Gränzen ſetzen, womit ſie gegen diejenigen, „denen wir ſie verſagen, ſo verſchwenderiſch ſind. Niemand kann „Verbrechen erlaſſen, ohne gegen das Ganze zu ſündigen, und „das allgemeine Uebel durch einen Beitrag zu vermehren. Mir, „ich geſtehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimniſſe des „Staats und die Regierungsgeſchäfte ſich unter ſo viele Collegien „vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; mehrere Pa„trioten haben dieſes längſt ſchon im Stillen empfunden, und ich „erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Uebel, wor„über Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiß, als „jene beiden Kammern in dem Staatsrath aufhören zu laſſen. „Dieſes iſt es, was man von dem König zu erhalten ſuchen „muß, oder dieſe neue Geſandtſchaft iſt wiederum ganz zwecklos „und unnütz geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſam-melten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und

am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens. [1]

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund. [2] Er machte zu Gunſten der Oraniſchen Partei noch einige Zuſätze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition und die Vereinigung der drei Curien betrafen, nicht ſowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil ſie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präſidenten, der ſich unterdeſſen von ſeinem Zufall wieder erholt hatte, Abſchied nahm, bat ihn dieſer, ihm die Entlaſſung von ſeinem Poſten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, ſeyen vorüber; er wolle ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers und Freundes, Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuth des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer ſtürmiſchen Zukunft, womit er ſich nicht gern vermengen wolle. [3]

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 ſeine Reiſe nach Spanien an, und wurde daſelbſt mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem ſeines Standes vor ihm widerfahren war. Alle caſtilianiſchen Großen, vom Beiſpiel ihres Königs beſiegt, oder vielmehr ſeiner Staatskunſt getreu, ſchienen ihren verjährten Groll gegen den flämiſchen Adel ausgezogen zu haben und beeiferten ſich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, ſeine Erwartungen hierin ſogar übertroffen, und während der ganzen Zeit ſeines dortigen Aufenthalts hatte er Urſache genug, ſich der Gaſtfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieſer gäb ihm die nachdrücklichſten Verſicherungen

[1] Vita Vigl. §§. 88. 89. Burg. 97—102.

[2] Vita Vigl. §. 89. Der Nämliche, aus deſſen Mémoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaßt, der eines der ſchätzbarſten Documente für dieſe Geſchichte iſt.

[3] Burg. 103.

von seiner Liebe zu dem niederländischen Volk, und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sey, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Commission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen," hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?" Als man das Letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitz, und kniete vor einem Crucifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen," rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu seyn, die dich von sich stoßen!" und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Ende, aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edicte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloß, daß die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottliverei gedachte. Egmont betheuerte, daß das

Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern. [1]

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. [2] Die verstellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein Entschluß in Betreff der Glaubensedicte," lautete sie, „fest und unwandelbar sey, und er „lieber tausend Leben verlieren, als nur Einen Buchstaben daran „abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des „Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines „von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch „das Volk vor der ketzerischen Verderbniß bewahrt, und jenen „unabänderlichen Strafen entrissen werden könnte. Da er „nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste „Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniß der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterricht „des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu „suchen sey, so trage er ihr hiemit auf, eine besondere Commission „von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen „niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nöthige „Reform zu berathschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus

[1] Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.
[2] Strad. 107.

„Aergerniß wanke, oder aus Unwiſſenheit in den Irrthum ſtürze. „Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesſtrafen der „Ketzer dieſen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen „Muthe zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen Schein „von Märtyrerthum zu bethören, ſo ſolle die Commiſſion Mittel „in Vorſchlag bringen, wie dieſen Hinrichtungen mehr Geheim„niß zu geben, und den verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer „Standhaftigkeit zu entreißen ſey.“ Um aber ja gewiß zu ſeyn, daß dieſe Privatſynode ihren Auftrag nicht überſchritte, ſo verlangte er ausdrücklich, daß der Biſchof von Ypern, ein verſicherter Mann und der ſtrengſte Eiferer für den katholiſchen Glauben, von den committirten Räthen ſeyn ſollte. Die Berathſchlagung ſollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob ſie die Einführung der Trientiſchen Schlüſſe zum Zweck hätte, vor ſich gehen; wahrſcheinlich um den römiſchen Hof durch dieſe Privatſynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiſt der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung ſelbſt ſollte die Herzogin nebſt einigen treugeſinnten Staatsräthen anweſend ſeyn, und ſodann ein ſchriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlaſſen werden. Zu ihren dringendſten Bedürfniſſen ſchickte er ihr einſtweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu ſeiner perſönlichen Ueberkunft; erſt aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt ſeyn, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeſchlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, mußte ſie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil ſein Nachfolger, Karl Tyſſenacque, aus dem Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde. [1]

[1] Hopper. 44—46. 60. Strada. 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 sq. 119.

Geschärftere Religionsedicte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der Trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. „Der Graf," hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist „durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eigenen „Vortheil hat er das allgemeine Beste vergessen." Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte, und unwissender Weise an seinem Vaterland zum Verräther geworden war. „Diese „scheinbare Güte also," beschwerte er sich laut und bitter, „war „nichts, als ein Kunstgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger „preiszugeben, und meinen guten Namen zu Grunde zu richten. „Wenn der König die Versprechungen, die er mir in Spanien „gethan, auf eine solche Art zu halten gesonnen ist, so mag „Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurück„ziehung von Geschäften öffentlich darthun, daß ich an dieser „Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe." In der That konnte das

ſpaniſche Miniſterium ſchwerlich ein ſchicklicheres Mittel wählen, den Credit eines ſo wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn ſeinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Beſten gehabt hatte, zur Schau ſtellte.[1]

Unterdeſſen hatte ſich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König ſogleich überſendet war: „Für den „Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbeſſerung der Geiſt„lichkeit und die Erziehung der Jugend ſey bereits in den Trien„tiſchen Schlüſſen ſo viel Sorge getragen worden, daß es jetzt „nur darauf ankomme, dieſe Schlüſſe in die ſchleunigſte Erfül„lung zu bringen. Die kaiſerlichen Edicte gegen die Ketzer dürfen „durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Ge„richtshöfen ingeheim zu verſtehen geben, nur die hartnäckigen „Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu beſtrafen, zwiſchen „den Secten ſelbſt einen Unterſchied zu machen, und dabei auf „Alter, Rang, Geſchlecht und Gemüthscharakter der angeklagten „Perſonen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche „Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen ſetzten, „ſo würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen „fallende, und doch nicht minder harte Strafe der Galeere am „angemeſſenſten ſeyn, dieſe hohen Meinungen von Märtyrerthum „herunterzuſtimmen. Vergehungen des bloßen Muthwillens, der „Neugierde und des Leichtſinns könnte man durch Geldbußen, „Landesverweiſung oder auch durch Leibesſtrafen ahnden.“[2]

Während daß unter dieſen Berathſchlagungen, die nun erſt nach Madrid geſchickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verſtrich, ruhten die Proceduren gegen die Sectirer, oder wurden zum wenigſten ſehr ſchläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Miniſters Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Curien herrſchte und ſich von da durch die Provincialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgeſinnungen des Adels, den Muth der Secten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apoſtel freies Spiel gelaſſen. Die Inquiſitionsrichter waren durch die ſchlechte Unterſtützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen.

[1] Strada 113.

[2] Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der Trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht, und in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſeyn ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchöfe und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont," lautete es, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edicte, befehle er alſo, ſollen fortan auf das ſtrengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arm die thätigſte Unterſtützung erhalten, und die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin, in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter der Individuen vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen Edicten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer und der Treuloſigkeit der Richter allein ſeyen die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas Menſchliches, feſt, furchtlos und von Leidenſchaft frei ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige Alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede." [1]

[1] Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

Dieſer königliche Brief, dem die oraniſche Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſahe man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Kleriſei wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl.[1]

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zuletzt aufſtand, und durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jetzt," ſagte er, „dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung „bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang „vorbereitet habe, den ſie jetzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, „finden würde; vielmehr müſſe man die Inquiſitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte „zu verfahren." Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und dieſe Meinung bekämpfte. „Der „Wille des Königs," ſagte er, „ſey zu klar und zu beſtimmt „vorgetragen, ſey durch zu viele Deliberationen befeſtigt, als daß „man es noch weiterhin wagen könnte, mit ſeiner Vollſtreckung „zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrigkeit „auf ſich zu laden." — „Den nehm' ich auf mich," fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich ſeiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe ſeiner Niederlande damit

[1] Grot. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

„erkaufen, ſo wird uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bei ihm „Dank erwerben.“ Schon fing die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an „ihn geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, die wir „noch kürzlich an ihn geſendet haben? Nichts — und was erwarten wir alſo noch? Wollen wir, ſeine Staatsräthe, allein „ſeinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unſere „Gefahr einen Dienſt zu leiſten, den er uns niemals danken „wird?“ Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; Niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beizupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentin zu ſeinem Beiſtand gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beiden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal ſiegte alſo die Faction, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen.[1] Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterin ein Ende; von dieſem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien zu Einem, der zunächſt bei ihm ſtand: „Nun,“ ſagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerſpiel geben.“[2]

[1] Burgund. 123. 124. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

[2] Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partei haben nicht verabſäumt, Oranien's Beklagen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Charakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie durchgehen möchten, tritt jetzt zum Erſten Male auf deſſen Seite, da eine gewiſſenhafte Ausrichtung ſeiner Befehle ihm wahrſcheinlicher Weiſe zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen; um ſich rühmen zu können: das hab' ich

Es erging alſo ein Edict an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Placate des Kaiſers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeſchrieben worden, die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung, wie die der neulich gehaltenen biſchöflichen Synode, in die genaueſte Ausübung zu bringen, der Inquiſition hülfreiche Hand zu leiſten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichſte dazu anzuhalten. Zu dem Ende ſolle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann ausleſen, der die Provinzen fleißig durchreiſe, und ſtrenge Unterſuchungen anſtelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleiſtet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Reſidenz einſchicken. Den Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurde eine Abſchrift der Trientiſchen Schlüſſe nach dem ſpaniſchen Original zugeſendet,

vorher geſagt, ſetzt er das Wohl ſeiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zuſammenhang ſeines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchſetzung der Edicte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal ſeinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengeſetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den erſten vorgeſchrieben; und blos deswegen thut er dieſes, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Alſo iſt es ja am Tage, fahren ſeine Gegner fort, daß das Beſte ſeines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als ſein ſchlimmer Wille gegen den König.' Um ſeinen Haß gegen dieſen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber iſt es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieſer Edicte aufopfert? oder, beſtimmter zu reden, bringt er die Edicte zur Vollſtreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt ſich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit darthun, daß er jene allein durch dieſe hintertreiben kann? Die Nation iſt in Gährung, und die erbitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Viglius ſelbſt?), einen Widerſtand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, ſagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Verſäume ich dieſen Zeitpunkt, ſo wird dieſe letztere Mittel finden, durch geheime Negociationen und Ränke zu erſchleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird daſſelbe Ziel, nur mit mehr Behutſamkeit und Schonung, verfolgen; aber die Extremität allein iſt es, was meine Nation zu einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Alſo iſt es klar, daß der Prinz nur ſeine Sprache in Abſicht auf den König verändert, in Abſicht auf das Volk aber mit ſeinem ganzen vorhergehenden Betragen ſehr zuſammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik ſchuldig iſt, verſchieden ſind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo ſie ihren Urheber ſtrafen wird? Handelt er gut an ſeinem Vaterland, wenn er dem Unterdrücker deſſelben eine Uebereilung erſpart, durch die ſolches allein ſeinem unvermeidlichen Schickſale entfliehen kann?

mit dem Bedeuten, daß, im Falle ſie den Beiſtand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöceſen mit Truppen zu Gebote ſtehen ſollten; es ſey denn, daß ſie dieſe lieber von der Oberſtatthalterin ſelbſt annehmen wollten. Gegen dieſe Schlüſſe gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den beſondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollſtreckung nichts benommen ſeyn ſollte. [1]

Dieſe Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verleſen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präſidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenſte rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten ſich, ihnen Folge zu leiſten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorſam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung," ſchrieben ſie zurück, „ſey „auf eine ganz falſche Angabe der Sectirer gegründet. [2] Die „Gerechtigkeit entſetze ſich vor der ungeheuren Menge der Opfer, „die ſich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und 60,000 „Menſchen aus ihren Diſtricten in den Flammen umkommen zu „laſſen, ſey kein Auftrag für ſie." Gegen die Trientiſchen Schlüſſe erklärte ſich beſonders die niedere Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen aufs grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reform bedroht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an, und ſtreute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Biſchöfe erhoben hatten. Dem Erzbiſchofe von Cambray gelang es endlich, die Schlüſſe, doch nicht ohne vielen

[1] Strada 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren 77. Grot. 18.

[2] Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien ſehr ungleich angegeben, je nachdem es das Intereſſe und die Leidenſchaft einer jeden erheiſchte, ſie zu vermehren oder zu verringern; und die nämliche Partei widerſprach ſich oft ſelbſt, wenn ſich ihr Intereſſe abänderte. War die Rede von neuen Anſtalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquiſitionsgerichte u. ſ. w., ſo mußte der Anhang der Proteſtanten zahllos und unüberſehlich ſeyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen ſie, von Verordnungen zu ihrem Beſten, ſo waren ſie wieder in ſo geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieſer wenigen ſchlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 62.

Widerſpruch, abkündigen zu laſſen. Mehr Mühe koſtete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbiſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit zerfallen waren, die, wie man ſie beſchuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als ſich einer Sittenverbeſſerung unterziehen wollte.[1]

Unter den Provinzen regte ſich Brabants Stimme am lauteſten. Die Stände dieſer Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie ſprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geſchworen, und von den Bedingungen, unter welchen ſie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüſſel und Herzogenbuſch proteſtirten feierlich in einer eigenen Schrift, die ſie an die Oberſtatthalterin einſchickten.[2] Dieſe, immer ungewiß, immer zwiſchen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem König zu gehorchen, und noch viel muthloſer, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider ſtimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für ſie die allermißlichſte iſt. Man will ſich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieſes Mittel für viel zu langſam; die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungeſtüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umſtänden anpaſſen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchſuchen, um in der Inſtruction des erſten Inquiſitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgeſetzt hatte, eine Vorſchrift für den jetzigen Fall zu finden. Dieſe Inſtruction iſt derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat ſich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; alſo iſt es erlaubt, die neuen Placate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen und gleich tapferm Widerſtand. Ohne der Herzogin Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hülfleiſtung.

[1] Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Meteren 76. 77.
[2] Hopper. 63. 64. Strad. 115.

Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsführung aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klägen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben. [1]

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig wären die Niederländer nicht," hört man Viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut wiſſen ſollten, was der „Unterthan dem Herrn, und der Herr dem Unterthan ſchuldig „ſey; und daß man noch wohl Mittel würde auffinden können, „Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen „Anſchein dazu habe." In Antwerpen fand man ſogar an mehreren Orten eine Schrift angeſchlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergerichte zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes, in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mitbegriffen ſey. Die Calviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen Hunderttauſend ſtark wären, dennoch ſich ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen; woraus erhelle, ſetzten ſie hinzu, daß ſie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man ſtreut freie, gefährliche Schriften ins Publicum, die die ſpaniſche Tyrannei mit den gehäſſigſten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern. [2]

[1] Vita Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

[2] Die Regentin nannte dem Könige eine Zahl von 5000 ſolcher Schriften. Strada 117. Es iſt merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunſt und Publicität überhaupt bei dem niederländiſchen Aufruhr geſpielt hat. Durch dieſes Organ ſprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähſchriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterſcheidende Charakter der meiſten damaligen proteſtantiſchen Parteiſchriften war, fanden ſich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

Die Kriegsrüſtungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunſchweig, um eben dieſe Zeit (Niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarſchaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu beſtärken, als ob die Inquiſition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden ſollte. Viele von den angeſehenſten Kaufleuten ſprachen ſchon laut davon, ſie wollten ihre Häuſer und Güter verlaſſen, um die Freiheit, die ihnen hier entriſſen würde, in einer andern Weltgegend aufzuſuchen; andere ſahen ſich nach einem Anführer um, und ließen ſich Winke von gewaltthätiger Widerſetzung und fremder Hülfe entfallen.[1]

Um in dieſer drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu ſeyn, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlaſſen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, ſie in dieſe Lage zu ſtürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden," ſchrieb ihr Wilhelm von Oranien, „ſey es jetzt ſchlechterdings unmöglich, den Be„fehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf „beſtanden, ſo müſſe er ſie bitten, ſeine Stelle mit einem Andern „zu beſetzen, der den Abſichten Seiner Majeſtät mehr entſpräche, „und mehr als er über die Gemüther der Nation vermöchte. „Der Eifer, den er bei jeder anderen Gelegenheit im Dienſt der „Krone bewieſen, werde, wie er hoffe, ſeinen jetzigen Schritt vor „jeder ſchlimmen Auslegung ſicher ſtellen; denn ſo, wie nunmehr „die Sachen ſtünden, bleibe ihm keine andere Wahl, als entweder „dem Könige ungehorſam zu ſeyn, oder ſeinem Vaterland und „ſich ſelbſt zum Nachtheile zu handeln." Von dieſer Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrath, um ſich in ſeine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch ſchwerlich ganz müßig, der Entwickelung entgegen ſah. Seinem Beiſpiele folgte der Graf von Hoorn;[2] nur Egmont, immer ungewiß zwiſchen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Verſuche ſich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorſamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunſt des Monarchen weniger entbehrlich, und alſo auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von ſich erhalten, die Saaten

[1] Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. G. d. v. N. III. 60.
[2] Hopper. 67.

ſeines Glücks zu verlaſſen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe ſtanden. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth ſowohl, als ſein überlegener Verſtand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geiſtern bei kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke geriſſen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſitz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faction zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das gemeine Beste geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens und ihre Handlungen hatten eben so wenig mit jenem, als mit diesem gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte, oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmaßungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidene Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verläugnen, welche von der Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Gränzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrath die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in

Handlung, der unter allen am wenigſten dazu aufgefordert ſchien, und auf den man am wenigſten geachtet hatte. Man rufe ſich jene Claſſe des Adels ins Gedächtniß zurück, von welcher oben geſagt worden, daß Philipp bei ſeinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, ſich ihrer Dienſte und Bedürfniſſe zu erinnern. Bei weitem der größte Theil derſelben hatte, einer weit dringendern Urſache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden verſunken, aus denen ſie ſich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp ſie bei der Stellenbeſetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz beleidigt; in dieſen Bettlern hatte er ſich eben ſo viele müßige Aufſeher und unbarmherzige Richter ſeiner Thaten, eben ſo viele ſchadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlſtande ihr Hochmuth ſie nicht zugleich verließ, ſo wucherten ſie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Capitale, das nicht zu veräußern geweſen war, mit ihrem Adel und mit der republicaniſchen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem ſolchen Zeitkauf, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protection. Mit einem Selbſtgefühle, dem ſie um ſo mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten ſie ſich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwiſchen dem Souverän und dem Bürger, und glaubten ſich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf ſie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Dieſe Idee war nur in ſo weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die ſie von dieſer Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die proteſtantiſchen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländiſchen Reichthums ſich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, verſäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieſer Volksclaſſe zu machen, die müßig am Markte ſtand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben dieſe Menſchen, auf welche ſie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit,

ihren Credit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelſtolz ſelbſt und ihre Verzweiflung ſehr gute Dienſte leiſten. Aus dieſem Grunde ließen ſie ſich's auf das eifrigſte angelegen ſeyn, ſich genau an ſie anzuſchließen, die Geſinnungen des Aufruhrs ſorgfältig bei ihnen zu nähren, dieſe hohe Meinungen von ihrem Selbſt in ihnen rege zu erhalten, und was das Wichtigſte war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und ſchimmernde Verſprechungen ihre Armuth zu dingen.[1] Wenige darunter waren ſo ganz unwichtig, daß ſie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtſchaft mit Höhern, einigen Einfluß beſaßen, und alle zuſammen, wenn es glückte ſie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten ſich ſelbſt ſchon zu der neuen Secte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholiſch waren, hatten politiſche oder Privatgründe genug, ſich gegen die Trientiſchen Schlüſſe und die Inquiſition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein ſchon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeiſchwinden zu laſſen, in welchem ſie möglicherweiſe in der Republik etwas vorſtellen konnten.

Aber ſo viel ſich von einer Vereinigung dieſer Menſchen verſprechen ließ, ſo grundlos und lächerlich wäre es geweſen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu gründen; und es war nicht ſo gar leicht, dieſe Vereinigung zu ſtiften. Sie nur mit einander zuſammenzubringen, mußten ſich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel ſchlagen; und glücklicherweiſe fanden ſich dieſe. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländiſchen Großen, wie auch die des Prinzen Alexander von Parma, welche um dieſe Zeit in Brüſſel vor ſich gingen, verſammelten einen großen Theil des niederländiſchen Adels in dieſer Stadt. Verwandte fanden ſich bei dieſer Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundſchaften wurden geſchloſſen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes iſt das Geſpräch; Wein und Fröhlichkeit ſchließen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Dieſe zufälligen Zuſammenkünfte bringen bald abſichtliche hervor; aus öffentlichen Geſprächen werden geheime. Es

[1] Strada 52.

muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken.[1] Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben.[2] Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuch einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwierig, und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von Officieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben, und eben so wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Rathsversammlungen, durch innere Zwietracht getheilt und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und muthlos; die Faction zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papstthum aufgeregt und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war.[3]

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau, und Heinrich

[1] Burgund. 150. Hopper. 67. 68.

[2] Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negociation sehr begünstigen. Strada 84.

[3] Grot. 19. Burgund. 154.

Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studirte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen, und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republicanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen Alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte, und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verließ. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andere verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück, und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten

wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieſer angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu ſtatten, der den Ruhm ſeiner Vorfahren ſtets auf der Zunge trug, und um ſo lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je troſtloſer der Blick war, den er auf ſeinen jetzigen Zuſtand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeſchloſſen, wozu ihm die hohe Meinung von ſich ſelbſt und der Adel ſeines Geſchlechts einen gegründeten Anſpruch zu geben ſchien (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung, und erlaubte ſich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er ſich das Volk. Auch er begünſtigte im Stillen das evangeliſche Bekenntniß; weniger aber, weil ſeine beſſere Ueberzeugung dafür entſchieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredſamkeit, und mehr Dreiſtigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über ſie erhaben war. Ludwig von Naſſau glühte für die Sache, die er beſchützte, Brederode für den Ruhm, ſie beſchützt zu haben; jener begnügte ſich, für ſeine Partei zu handeln; dieſer mußte an ihrer Spitze ſtehen. Niemand taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde ſeine Drohungen waren, ſo viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es dieſem einfiel, einen Prätendenten in ſeiner Perſon aufzuſtellen. Seine Anſprüche auf die Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name ſchon genug. Eine Broſchüre, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferſtich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahleriſche Randſchrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria virtutem non vnica pagina claudit. [1]

(1565.) Außer dieſen beiden traten von dem vornehmſten niederländiſchen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigſten Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen

[1] Burg. 351. 352. Grot. 20.

von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebſt mehreren Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im Jahr 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes, Wappenkönigs vom goldenen Vließe,[1] zu Stande kam. Sechs Menſchen[2] waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freiheit, entſchieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter der Larve „eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antrieb ihres „Geizes und ihrer Herrſchbegierde, den König, unſern gnädigſten „Herrn, verleitet haben, das verabſcheuungswürdige Gericht der „Inquiſition in dieſen Landſchaften einzuführen (ein Gericht, das „allen menſchlichen und göttlichen Geſetzen zuwiderläuft, und alle „barbariſchen Anſtalten des blinden Heidenthums an Unmenſch„lichkeit hinter ſich läßt, das den Inquiſitoren jede andere Gewalt „unterwürfig macht, die Menſchen zu einer immerwährenden „Knechtſchaft erniedrigt, und durch ſeine Nachſtellungen den recht„ſchaffenſten Bürger einer ewigen Todesangſt ausſetzt, ſo daß es „einem Prieſter, einem treuloſen Freunde, einem Spanier, einem „ſchlechten Kerl überhaupt frei ſteht, ſobald er nur will, und „wen er will, bei dieſem Gerichte anzuklagen, gefangenſetzen, „verdammen und hinrichten zu laſſen, ohne daß es dieſem ver„gönnt ſey, ſeinen Ankläger zu erfahren, oder Beweiſe von ſeiner „Unſchuld zu führen); ſo haben wir Endesunterſchriebene uns „verbunden, über die Sicherheit unſerer Familien, unſerer Güter „und unſerer eigenen Perſon zu wachen. Wir verpflichten und „vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, „und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung „dieſes Gerichts in dieſen Ländern nach unſern beſten Kräften

[1] Eines eifrigen Calviniſten und des fertigſten Werbers für den Bund, der ſich berühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

[2] Burgund. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. A. G. d. v. N. III. Bd. nennt eilf. 57.

„zu widerſetzen, man verſuche es heimlich oder öffentlich, und „unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, „daß wir weit entfernt ſind, gegen den König, unſern Herrn, „etwas Geſetzwidriges damit zu meinen; vielmehr iſt es unſer „Aller unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regiment zu „unterſtützen und zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten und „jeder Empörung nach Vermögen zu ſteuern. Dieſem Vorſatz „gemäß haben wir geſchworen und ſchwören jetzt wieder, die „Regierung heilig zu halten, und ihrer mit Worten und Thaten „zu ſchonen, deß Zeuge ſey der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wechſelsweiſe, Einer „den Andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen „Angriff es auch ſey, zu ſchützen und zu vertheidigen, angehend „die Artikel, welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind. „Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unſrer Verfol„gung, mit welchem Namen ſie auch ausgeſchmückt ſeyn möge, „ſie heiße Rebellion, Aufſtand oder auch anders, die Kraft haben „ſoll, unſern Eid gegen den, der beſchuldigt iſt, aufzuheben, „oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu entbinden. Keine „Handlung, welche gegen die Inquiſition gerichtet iſt, kann den „Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer ſolchen „Urſache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten „wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu helfen, und durch „jedes nur immer erlaubte Mittel ſeine Freiheit wieder zu ver„ſchaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, „ſonderlich aber gegen das Gericht der Inquiſition, ergeben wir „uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in „das Urtheil derer, welche wir einſtimmig zu unſern Rathgebern „und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugniß deſſen und zu Beſtätigung dieſes Bundes „berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, „Schöpfers von Himmel und Erde, und Allem, was darinnen „iſt, der die Herzen prüft, die Gewiſſen und die Gedanken, und „kennt die Reinigkeit der unſrigen. Wir bitten ihn um den Bei„ſtand ſeines heiligen Geiſtes, daß Glück und Ehre unſer Vor„haben kröne, zur Verherrlichung ſeines Namens und unſerm „Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden.“ [1]

[1] Burgund. 156. 159. Strada 118.

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in mehrere Sprachen überſetzt und ſchnell durch alle Provinzen zerſtreut. Jeder von den Verſchwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienſtleuten hatte, zuſammen, um dem Bunde ſchnell eine Maſſe zu geben. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderſtehliche Verſuchungen für eine ſinnliche, lüſterne Menſchenart, bei der das tiefſte Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundſchaftsverſicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beiſpiel fortgeriſſen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde geſcholten, der Verzagte bedroht, der Treugeſinnte überſchrieen; Manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter ſie ihre Namen ſchrieben, und ſchämten ſich, erſt lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele trieb bloßer Leichtſinn zu der Partei, eine glänzende Cameradſchaft lockte die Geringen, den Furchtſamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liſt gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorn, von Megen und Anderer fälſchlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Beſonders war es auf die Officiere der Armee dabei abgeſehen, um ſich auf alle Fälle von dieſer Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der ſich bedenken wollte, ſogar den Degen. Menſchen aus allen Claſſen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterſchied, katholiſche Prieſter ſelbſt geſellten ſich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei Allen dieſelben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der Edicte zu thun, die Proteſtanten zielten auf eine uneingeſchränkte Gewiſſensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umſturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigſten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung. [1]

[1] Strada 119. Burgund. 159—161.

Ein Abſchiedsmahl, welches um eben dieſe Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hoogſtraaten, gegeben wurde, zog Viele vom erſten Adel nach beiden Plätzen, unter denen ſich ſchon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterſchrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden ſich bei dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſelbſt einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Secretären, und einige Dienſtleute der Andern demſelben öffentlich beigetreten waren. Bei dieſem Gaſtmahle nun erklärten ſich ſchon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man ſich bewäffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittſchrift an die Oberſtatthalterin wenden ſollte. Hoorn und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weiſe befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Beſcheidenheit und Unterwerfung entſchieden, eben dadurch aber der Beſchuldigung Raum gaben, daß ſie das Unterfangen der Verſchwornen auf eine nicht ſehr verſteckte Weiſe in Schutz genommen hätten. Man beſchloß alſo, unbewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen, und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen wollte. [1]

Der erſte Wink von dieſer Verſchwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung ge„ſchmiedet," ließ er ſich verlauten, „dreihundert vom Adel ſeyen „darein verwickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer hielten „ſich durch einen Eidſchwur verpflichtet, ſie rechnen ſehr auf aus„wärtigen Beiſtand, bald werde ſie das Weitere erfahren." Mehr ſagte er ihr nicht, ſo nachdrücklich ſie auch in ihn drang. „Ein „Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit „anvertraut, und er habe ihm ſein Ehrenwort verpfändet." Eigentlich war es wohl weniger dieſe Delicateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquiſition, um die er ſich nicht gern ein Verdienſt machen wollte, was ihn abhalten mochte, ſich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abſchrift des Compromiſſes, wobei er ihr auch

[1] Burgund. 150. 166.

die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien: „es „werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Officiere „seyen bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit „nächstem unter den Waffen erscheinen." So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr. [1]

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrathe so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, berathschlagt sie sich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem Ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegentheil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle, unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimont aber bestritten. „Das Gerücht habe übertrieben," sagte dieser, „unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim „und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen seyn. Ein „Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn „man einige Köpfe abgeschlagen hätte." Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsraths zu

[1] Hopper. 69. 70. Burgund. 166. 167.

erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt, und wo sie gelitten haben, wieder hergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet, und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen. [1]

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hoogstraten, von Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldnen Vließe, nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrathe Bruxelles und den übrigen Assessoren des geheimen Consiliums. [2] Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plane der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst, und gegen die Regierung. „Erst neulich," ließ sich der Prinz von Oranien heraus, „schickte der König vierzigtausend Goldgulden an „die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen, — und seine Niederlande „läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Unzeit „dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolgs [3] nicht einmal zu „gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, „die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber so fürchterlich ist?" Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuspielen, den der König

[1] Strad. 120. Burgund. 168. 169.
[2] Hopper. 71. 72. Burg. 173.
[3] Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen.

gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage," ſagte er, „daß er ſich mit den Erb„feinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf welche Art „es ſey, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er mit Ungeduld „nur auf eine Veranlaſſung dazu wartet." Sein Beiſpiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu fünfhundert Menſchen," ſagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieſer „Gegenſatz der Demuth und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. „Laßt ſie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne „Pomp, ohne Anmaßung, zu uns ſchicken, und auf dieſem Wege „ihr Anliegen vor uns bringen. Sonſt verſchließe man ihnen „die Thore, oder beobachte ſie, wenn man ſie doch einlaſſen will, „auf das ſtrengſte, und ſtrafe die erſte Kühnheit, deren ſich einer „von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode." Der Graf von Mansfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchwornen war, erklärte ſich gegen ihre Partei; ſeinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entſagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und Mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen," erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von Rechtſchaffenheit „und Ehre bekannt; ein großer Theil unter denſelben ſtehe mit „ihnen in Verhältniſſen der Freundſchaft und der Verwandtſchaft, „und ſie getrauen ſich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine „Bittſchrift einzureichen, ſey jedem Unterthan erlaubt; ohne Un„gerechtigkeit könne man einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft ein „Recht nicht verweigern, deſſen ſich der niedrigſte Menſch im „Staat zu erfreuen habe." Man beſchloß alſo, weil die meiſten

Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward. [1]

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal ſogleich zum Ziele. „Brederode," ſagte ſie, „wird, wie unſere Nachrichten „lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquiſition „und Milderung der Edicte bei uns einkommen. Das Urtheil „meines Senats ſoll mich beſtimmen, was ich ihm antworten „ſoll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie „mir, etwas Weniges voranzuſchicken. Man ſagt mir, daß „es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen, gebe, welche die Glaubens„edicte des Kaiſers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel an„greifen, und ſie dem Volk als unmenſchlich und barbariſch „abſchildern. Nun frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, „Räthe Sr. Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt Ihre „Stimmen zu dieſen Edicten gegeben, ob die Stände des Reichs „ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man „jetzt, was man ehemals für Recht erklärte? Etwa darum, weil „es jetzt mehr, als jemals, nothwendig geworden? Seit wann „iſt die Inquiſition in den Niederlanden etwas ſo Ungewöhn„liches? Hat der Kaiſer ſie nicht ſchon vor ſechzehn Jahren er„richtet, und worin ſoll ſie grauſamer ſeyn, als die Edicte? „Wenn man zugibt, daß dieſe letzteren das Werk der Weisheit „geweſen, wenn die allgemeine Beiſtimmung der Staaten ſie ge„heiligt hat — warum dieſen Widerwillen gegen jene, die doch „weit menſchlicher iſt, als die Edicte, wenn dieſe nach dem Buch„ſtaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr „Urtheil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache iſt es, „dahin zu ſehen, daß nicht Leidenſchaft es lenke." [2]

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtäbliche Vollſtreckung der Edicte ſprachen, wurden bei weitem von

[1] Strada 121. 122.
[2] Strada 123. 124.

der Gegenpartei überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel," fing er an, „man hätte meine „Vorſtellungen des Nachdenkens werth geachtet, ſo lange ſie noch „entfernte Befürchtungen waren, ſo würde man nie dahin ge„bracht worden ſeyn, zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten, ſo „würden Menſchen, die im Irrthume lebten, nicht durch eben die „Maßregeln, die man anwendete, ſie aus demſelben herauszu„führen, tiefer darein verſunken ſeyn. Wir Alle, wie Sie ſehen, „ſtimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir Alle wollen die „katholiſche Religion außer Gefahr wiſſen; kann dieſes nicht ohne „Hülfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden, wohl, ſo bieten wir „Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber eben das iſt es, wie „Sie hören, worüber die Meiſten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquiſitionen: der einen maßt ſich der „römiſche Stuhl an, die andere iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten „von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorur„theils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht „gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch „finden, und die vermehrte Anzahl der Biſchöfe wird ſie hin„reichend machen. Wozu denn alſo die erſte, deren bloßer Name „alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren „ihrer, warum ſoll ſie gerade uns aufgedrungen ſeyn? Vor „Luthern hat ſie Niemand gekannt; der Kaiſer war der Erſte, „der ſie einführte; aber dies geſchah zu einer Zeit, als an geiſt„lichen Aufſehern Mangel war, die wenigen Biſchöfe ſich noch „außerdem läſſig zeigten, und die Sittenloſigkeit der Kleriſei ſie „von dem Richteramt ausſchloß. Jetzt hat ſich Alles verändert; „jetzt zählen wir eben ſo viele Biſchöfe, als Provinzen ſind. „Warum ſoll die Regierungskunſt nicht den Geiſt der Zeiten „begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir ſehen „den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu beſänf„tigen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. Mit dem „Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren „zu Ende gegangen; der neue Papſt hat noch keine Beſtätigung „geſchickt, ohne die es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein „Amt auszuüben. Jetzt alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuspen„diren kann, ohne Jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch von den

„Edicten. Das Bedürfniß der Zeiten hat ſie erzwungen, aber „jene Zeiten ſind ja vorbei. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns „endlich überwieſen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger „fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche „Fortſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren „in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieſer „Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen „Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen „ſind. Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt „man in der Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahr„heit ſeyn möchte, was mit ſo unüberwindlichem Muthe behaup„tet wird. In Frankreich und England ließ man die Proteſtanten „dieſelbe Strenge erfahren, aber hat ſie dort mehr, als bei uns „gefruchtet? Schon die erſten Chriſten berühmten ſich, daß der „Same ihrer Kirche Märtyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, der „fürchterlichſte Feind, den je das Chriſtenthum erlebte, war von „dieſer Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, daß Verfolgung den „Enthuſiasmus nur mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum „Lächerlichen und zum Spott, und fand dieſe Waffen ungleich „mächtiger, als Gewalt. In dem griechiſchen Kaiſerthum hatten „ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Secten erhoben, Arius „unter Conſtantin, Aetius unter dem Conſtantius, Ne„ſtorius unter dem Theodos; nirgends aber ſieht man weder „gegen dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen ihre Schüler Strafen „geübt, die denen gleich kämen, welche unſere Länder verheeren „— und wo ſind jetzt alle dieſe Secten hin, die, ich möchte bei„nahe ſagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu faſſen ſchien? Aber „dies iſt der Gang der Ketzerei. Ueberſieht man ſie mit Ver„achtung, ſo zerfällt ſie in ihr Nichts. Es iſt ein Eiſen, das, „wenn es ruhig liegt, roſtet, und nur ſcharf wird durch Ge„brauch. Man kehre die Augen von ihr, und ſie wird ihren „mächtigſten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des „Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln be„gnügen, die von ſo großen Regenten bewährt gefunden worden? „Beiſpiele können uns am ſicherſten leiten.

„Aber wozu Beiſpiele aus dem heidniſchen Alterthum, da „das glorreiche Muſter Karls des Fünften, des größten der „Könige, vor uns liegt, der endlich, beſiegt von ſo vielen

„Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ, und „viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. „Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehmals zur „Schonung zu neigen; die Rathschläge eines Granvella und „seines Gleichen belehrten ihn eines Andern; mit welchem Rechte, „mögen sie mit sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher „geschienen, die Gesetze müssen sich den Sitten und die Maximen „den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll. „Zum Schlusse bringe ich Ihnen noch das genaue Verständniß „in Erinnerung, das zwischen den Hugenotten und den flämischen „Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, sie noch mehr „aufzubringen, als sie es jetzt schon seyn mögen. Wir wollen „gegen sie nicht französische Katholiken seyn, damit es ihnen ja „nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu spielen; und wie „diese ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu „werfen.“ [1]

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senate unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustand der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren, und die nöthige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben, wo sie es sey, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Luft

[1] Burg. 174—180. Hopper. 72. Strad. 123. 124. Es darf Niemand wundern, sagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partei, das aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntniß der Philosophie hervorleuchtet; er hatte sie aus dem Umgang mit Balduin geschöpft. 180.

nicht zu gönnen, daß ſie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Anſuchen Gerechtigkeit zugeſtünde) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt worden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung. [1]

[1] Strada 124. 125.

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden; aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen, oder sich durch die Flucht retten sollte. Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich unter einander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen selbst, wenn es nöthig wäre, beizustehen gehalten seyn sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sey. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eignen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zur Uebereichung der Bittschrift angesetzt. [1]

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzogin. [2] Den Grafen von Nassau und Brederode an ihrer Spitze,

[1] Strada 126.
[2] Hopper. 73.

traten ſie gliederweiſe, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaſte an; ganz Brüſſel folgte dem ungewöhnlichen Schauſpiele in ſtillem Erſtaunen. Es wurde hier Menſchen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplicanten zu ſcheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu ſehen; auf der andern Seite ſo viel Ordnung, ſo viel Demuth und beſcheidene Stille, als ſich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberſtatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Dieſe edeln „Niederländer," redet Brederode ſie mit Ehrerbietung an, „welche „ſich hier vor Ew. Hoheit verſammeln, und noch weit mehrere, „welche nächſtens eintreffen ſollen, wünſchen Ihnen eine Bitte „vorzutragen, von deren Wichtigkeit, ſo wie von Ihrer Demuth „dieſer feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wort„führer der Geſellſchaft, erſuche Sie, dieſe Bittſchrift anzunehmen, „die nichts enthält, was ſich nicht mit dem Beſten des Vater„lands und mit der Würde des Königs vertrüge." —

„Wenn dieſe Bittſchrift," erwiederte Margaretha, „wirklich „nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und mit „der Würde des Königs ſtreitet, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie ge„billigt werden wird." — „Sie hätten," fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer „Verbindung verdächtige Abſichten unterlege, und ihnen bei Ihrer „Hoheit nachtheilig zuvorgekommen ſey; darum lägen ſie Ihr „an, ihnen die Urheber ſo ſchwerer Beſchuldigungen zu nennen, „und ſolche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich „zu thun, damit derjenige, welchen man ſchuldig finden würde, „die verdiente Strafe leide." — „Allerdings," antwortete die Regentin, „könne man ihr nicht verdenken, wenn ſie auf die nach„theiligen Gerüchte von den Abſichten und Allianzen des Bundes „für nöthig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen auf„merkſam darauf zu machen; aber nennen würde ſie die Urheber „dieſer Nachrichten niemals; Staatsgeheimniſſe zu verrathen," ſetzte ſie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem „Rechte von ihr gefordert werden." Nun beſchied ſie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittſchrift abzuholen, worüber ſie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging. [1]

[1] Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.

„Nie," lautete dieſe Bittſchrift (die nach Einigen den berühmten Balduin zum Verfaſſer haben ſoll); „nie hätten ſie es „an der Treue gegen ihren König ermangeln laſſen und auch jetzt „wären ſie weit davon entfernt; doch wollten ſie lieber in die „Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch „länger in der Unwiſſenheit der übeln Folgen verharren laſſen, „womit die gewaltſame Einſetzung der Inquiſition und die längere „Beharrung auf den Edicten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit „hätten ſie ſich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staaten„verſammlung würde dieſen Beſchwerden abhelfen; jetzt aber, da „auch dieſe Hoffnung erloſchen ſey, hielten ſie es für ihre Pflicht, „die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher „Ihre Hoheit, eine wohlgeſinnte und wohlunterrichtete Perſon „nach Madrid zu ſenden, die den König vermögen könnte, dem „einſtimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquiſition „aufzuheben, die Edicte abzuſchaffen, und ſtatt ihrer auf einer „allgemeinen Staatenverſammlung neue und menſchlichere verfaſſen „zu laſſen. Unterdeſſen aber, bis der König ſeine Entſchließung „kund gethan, möchte man die Edicte ruhen laſſen und die In„quiſition außer Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man," ſchloſſen ſie, „ihrem demüthigen Geſuch kein Gehör, ſo nehmen ſie Gott, den „König, die Regentin und alle ihre Räthe zu Zeugen, daß ſie „das Ihrige gethan, wenn es unglücklich ginge." [1]

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben demſelben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhange unterdeſſen zu ihnen geſtoßen), vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben, und enthielt: „Die Inquiſition und die Edicte ganz ruhen zu „laſſen, ſtehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, dem Wunſche der „Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach Spanien ſenden, „und ihr Geſuch bei dem Könige nach allen Kräften unterſtützen. „Einſtweilen ſolle den Inquiſitoren empfohlen werden, ihr Amt mit „Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte ſie von dem Bunde, „daß er ſich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, und nichts gegen „den katholiſchen Glauben unternehmen werde." So wenig dieſe allgemeine und ſchwankende Zuſage die Verbundenen befriedigte,

[1] Hopper. 74. Burg. 162. 166.

ſo war ſie doch Alles, was ſie mit irgend einem Scheine von Wahrſcheinlichkeit fürs erſte hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittſchrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündniſſes nichts zu ſchaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, ſo oft es nöthig war, in Furcht ſetzen konnte. Die Verbundenen handelten alſo ihrem Plane gemäß, daß ſie ſich mit dieſer Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entſcheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieſer Suppſicantengeſtalt ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu Kräften würde gekommen ſeyn, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen; ſo mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieſer Maske, und weit mehr an einer günſtigen Aufnahme der Bittſchrift, als an einer ſchnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die ſie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß ſie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, ſchickten ſie noch von der Treppe Jemand an ſie ab, der dieſes Geſuch wiederholen ſollte. „Die Zeit allein „und ihr künftiges Betragen," antwortete ſie dieſem, „würden „ihrer Abſichten Richter ſeyn." [1]

Gaſtmähler gaben dem Bunde ſeinen Urſprung, und ein Gaſtmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittſchrift eingereicht wurde, tractirte Brederode die Verſchwornen im Kuilemburgiſchen Hauſe; gegen 300 Gäſte waren zugegen; die Trunkenheit machte ſie muthwillig, und ihre Bravour ſtieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten ſich Einige, daß ſie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die ſich bei Ueberreichung der Bittſchriften zu entfärben ſchien, auf franzöſiſch hatten zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor „einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten." Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine ſchlechte Wirthſchaft ſo weit herabgekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderſchaft

[1] Hopper. §. 94. Strada 127.

verlegen war, so haſchte man dieſen Ausdruck begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth verſteckte, und der zugleich am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter dieſem Namen zu, und: es leben die Geuſen! wurde mit allgemeinem Geſchrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erſchien Brederode mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Bunde, und verſicherte hoch, daß er für Jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertaſche, und hing ſie an einem Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall ſo eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hauſe, ungeſtüm zuſetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken. [1] Die Ankunft dieſer drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäſte, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken; Gäſte und Aufwärter ohne Unterſchied, Ernſthaftes und Poſſierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten ſich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſeyn ſeiner Beſchützer mußte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen

[1] „Aber," verſicherte nachher Egmont in ſeiner Verantwortungsſchrift, „wir „tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei ſchrieen ſie: es lebe der König und „es leben die Geuſen! Es war dies zum erſtenmal, daß ich dieſe Benennung hörte, „und gewiß, ſie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren ſo ſchlimm, daß man Manches gegen „ſeine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unſchuldige Handlung zu thun." Procès criminels des Comtes *d'Egmont* etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberblech überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen. [1]

Ehe die Verbündenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht aufs Aeußerste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen seyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es Niemand anders als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte, [2]

[1] Hopper. §. 94. Strada 127—130. Burgund. 185. 187.

[2] Burgundius gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.

welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und schieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich bin „hier, mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die „Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung „mit mir theilen und zu eurem Führer mich erkennen, so nehmt „die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum „Zeichen eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen. [1]

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edlen hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edicte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen. [2] Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs

[1] Strada 131.
[2] Hopper. §. 95.

eine Landſchaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigſte Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerſt zu befragen, wodurch ſie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widerſetzlichkeit Muth machte, ſondern auch noch ſo viel gewann, daß die freiern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufſparte, ſich durch das Beiſpiel der andern hinreißen ließen.[1] Zufolge eines äußerſt geſetzwidrigen Verfahrens überraſchte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe ſie ſich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillſchweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landſchaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zuſätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterſchrieben ſie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zuſatz, daß falſche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen ſeyn ſollten; die von Hennegau verlangten, daß ſtatt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerſtreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquiſition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, geſichert haben. Brabants Stände ließen ſich durch die Ränke des Hofs überliſten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigſten Privilegien geſchützt waren, und mit der meiſten Eiferſucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht ſehr günſtig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.[2] Aus dem Hauptinhalt dieſer Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt ſich auf die Edicte ſelbſt ein Schluß machen. „Die Schriftſteller der „Secten," hieß es darin, „ihre Vorſteher und Lehrer, wie auch „die, welche einen von dieſen beherbergten, ketzeriſche Zuſammenkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend ſonſt ein öffentliches Aergerniß gäben, ſollten mit dem Galgen beſtraft und „ihre Güter (wo die Landesgeſetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; ſchwüren ſie aber ihre Irrthümer ab, ſo ſollten

[1] Grot. 22. Burgund. 196. 197 sq.
[2] A. G. d. v. N. III. 72.

„ſie mit der Strafe des Schwerts davon kommen und ihre Ver„laſſenſchaft ihrer Familie bleiben.“ Eine grauſame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige ſollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es ſey denn, daß ſie ſich durch Verführung Anderer dieſes Vorrechts beraubten. Von dieſer Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeſchloſſen, die, wenn ſie ſich nicht durch die gründlichſte Buße loskauften, ihrer Güter verluſtig erklärt, und, wenn ſie Relapſen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden ſollten. [1] Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in dieſen Verordnungen wahrnimmt, und leicht verſucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des ſpaniſchen Miniſteriums zuzuſchreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die ſtandhafte Widerſetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieſer Moderation, die im Grunde keinen einzigen weſentlichen Mißbrauch abſtellte, ſo wenig erbaut, daß das Volk ſie in ſeinem Unwillen anſtatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung, nannte. [2]

Nachdem man auf dieſem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrath vorgelegt, und, von ihm unterſchrieben, an den König nach Spanien geſendet, um nunmehr durch ſeine Genehmigung eine geſetzliche Kraft zu empfangen. [3]

Die Geſandtſchaft nach Madrid, worüber man mit den Verſchwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen [4] aufgetragen, der ſich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er ſich mit dieſem delicaten Geſchäfte allein nicht befaſſen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der ſchon ehedem zu demſelben Geſchäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da ſich

[1] Burg. 190—193.

[2] A. G. d. v. N. 72.

[3] Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

[4] Dieſer Marquis von Bergen iſt von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterſcheiden, der von den Erſten geweſen war, die den Compromiß unterſchrieben. Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

aber während dieſer Zeit die Umſtände ſo gar ſehr verändert hatten, und er wegen ſeiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Beſorgniß war, ſo machte er ſeiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß ſie vorläufig darüber an den Monarchen ſchreiben möchte, unterdeſſen er mit ſeinem Geſellſchafter langſam genug reiſen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es ſchien, von dem ſchrecklichen Schickſal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, ſtörte ſeine Reiſe noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballſchlagen empfing, außer Stand geſetzt wurde, ſie ſogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdeſtoweniger machte er ſich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache ſeines Volks in Spanien durchzuſetzen, ſondern dafür zu ſterben. [1]

Die Stellung der Dinge hatte ſich nunmehr ſo verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung ſo nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und ſeinen Freunden fortan unmöglich ſchien, das mittlere, ſchonende Verhältniß, das ſie bis jetzt zwiſchen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und ſo widerſprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart ſchon koſten mußte, in dieſem Streit nicht Partei zu nehmen; ſo ſehr ſchon ihr natürlicher Freiheitsſinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Poſten ihnen auferlegte: ſo ſehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen ſie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten ſchon ſeit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurückſetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Dienſteifer erkälten und ihnen die Fortſetzung einer Rolle erſchweren, die ſie mit ſo vielem Widerwillen und ſo wenigem Danke ſpielten. Dazu kamen noch verſchiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittſchrift des Adels und ſeine wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieſer Gelegenheit außer Zweifel ſetzten, und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen ſie,

[1] Strad. 133. 134.

als Stützen der vaterländiſchen Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können.[1] Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei ſie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittſchrift Empörung, ſo blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Intereſſe auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieſer mißlichen Alternative konnten ſie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geſchäften ausweichen; ein Weg, den ſie zum Theil ſchon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umſtänden mehr als eine bloße Nothhülfe war. Auf ſie ſah die ganze Nation. Das unumſchränkte Vertrauen in ihre Geſinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen ſie, die nahe an Anbetung gränzte, adelte die Sache, die ſie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die ſie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; ſo lange ſie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltſame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, ſelbſt wenn ſie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faction muthlos und unſicher, die ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, ſobald ſie, auch nur entfernt, auf einen ſo wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieſelben Maßregeln der Regierung, die, wenn ſie durch ihre Hände gingen, eines günſtigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne ſie verdächtig und unnütz werden; ſelbſt die Nachgiebigkeit des Königs, wenn ſie nicht das Werk dieſer Volksfreunde war, mußte den beſten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geſchäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichſten war, gab dieſe Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republicaniſchen Charakters, nicht unterlaſſen haben würde, das Uebel zu verſchlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeußerſte zu treiben.

[1] Meteren 81.

Alle dieſe Gründe, unter denen es Jedem freigeſtellt ſey, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszuſuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz ins Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edicte geſtimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß allen Rathſchlägen, die ich „gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, deren „Treue er bezweifeln muß, und ferne ſey es von mir, meinem „Herrn Dienſte aufzudringen, die ihm zuwider ſind. Beſſer alſo „für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Weſen." [1] Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, noch „das gemeine Beſte ſo viel über Sie vermögen, Sie von dieſem „Vorſatz zurückzubringen, ſo ſollten Sie wenigſtens Ihres eigenen „Rufes mehr ſchonen. Ludwig von Naſſau iſt Ihr Bruder. „Er und Graf Brederode, die Häupter der Verſchwörung, ſind „öffentlich Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift enthält daſſelbe, „wovon alle Ihre Vorſtellungen im Staatsrathe bisher gehandelt „haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlaſſen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verſchwörung begünſtigen?" Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrath getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines Andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Hoorn allein zog ſich wirklich auf eines ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen. [2]

[1] Burgund. 189.

[2] Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage. 118.

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut, und wo ſie ſich zeigten, die günſtigſten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beiſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feierlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein ſeine Richter ſeyn würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betrug, angelegen ſeyn ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faction in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte.[1] Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe

[1] Strada 132. 133.

Duldungsacte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut.[1] Der Name der Geuſen wurde hochgerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe letzteren brachten auf dem Geuſenpfennige noch die Veränderung an, daß ſie zwei kreuzweis gelegte Wanderſtäbe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrei der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſah ſich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte ſeine Verwegenheit zu ſichern, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſeyn.

[1] Grot. 22.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angränzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von Allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Kantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland gränzt, in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit

dieſes Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundiſchen Vergleich angehörten, konnte mit dem beſten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zuſammenfluß dieſer drei Religionen, weil die Volksmenge ſie hier verbarg, und die Vermiſchung aller Nationen in dieſer Stadt die Freiheit begünſtigte. Dieſe drei Kirchen hatten nichts unter ſich gemein, als einen gleich unauslöſchlichen Haß gegen das Papſtthum, gegen die Inquiſition insbeſondere und gegen die ſpaniſche Regierung, deren Werkzeug dieſe war; aber eben die Eiferſucht, womit ſie einander ſelbſt wechſelſeitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte. [1]

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation ſtatt haben würde, einſtweilen, um die Geuſen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von dieſen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in ſeiner weiteſten Bedeutung nahm. Die mehrſten von den vornehmſten Magiſtratsperſonen waren der Inquiſition und der ſpaniſchen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen ſogar ſelbſt einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgeſagten Feinden, den Spaniern, doch die Luſt nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu ſehen. [2] Sie verſtanden alſo die Regentin abſichtlich falſch, und ließen die Inquiſition, wie die Edicte, faſt ganz in Verfall gerathen. Dieſe Nachſicht der Regierung, mit den glänzenden Vorſpiegelungen der Geuſen verbunden, lockte die Proteſtanten, die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenaarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Overyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem

[1] Grot. 22. Strad. 136. Burgund. 212.
[2] Grot. 29. Burgund. 203. 204.

Kloſter entſprungen, ein verwegner Enthuſiaſt von fähigem Geiſt, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der Erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt einen Anhang von ſiebentauſend Menſchen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge ſprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermanglung anderer Waffen nach Steinen greift, ſo übel empfangen, daß er, von ſchweren Wunden dahingeſtreckt, noch froh iſt, ſein Leben durch Bitten zu retten.[1] Der erſte gelungene Verſuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalſt verſammeln ſie ſich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber ſind ſie ſchon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden verſehen, ſtellen Poſten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienſt Theil nehmen, wozu beſondere Aufpaſſer beſtellt ſind. An dem Eingange haben ſich Buchhändler gelagert, welche den proteſtantiſchen Katechismus, Erbauungsſchriften und Pasquille auf die Biſchöfe feil bieten. Der Apoſtel, Hermann Stricker, läßt ſich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumſtämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber geſpanntes Segeltuch ſchützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk ſtellt ſich gegen die Windſeite, um ja nichts von ſeiner Predigt zu verlieren, deren beſte Würze die Schmähungen gegen das Papſtthum ſind. Man ſchöpft Waſſer aus dem nächſten Fluſſe, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, von ihm taufen zu laſſen. Hier werden Sacramente auf calviniſche Art empfangen, Brautpaare eingeſegnet und Ehen zerriſſen. Halb Gent war auf dieſe Art aus ſeinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete ſich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oſtflandern überſchwemmt. Weſtflandern

[1] Burgund. 213. 214. Dieſe unerhörte Brutalität eines einzelnen Menſchen, mitten unter eine Schaar von ſiebentauſend tollkühnen Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Andacht noch mehr entzündet ſind, zu bringen, um einen, den ſie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweiſt mehr als Alles, was man über dieſe Materie ſagen kann, mit welch inſolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die ſogenannten Ketzer herabgeſehen haben mögen, die ſie als eine ſchlechtere Menſchenart betrachteten.

brachte ein anderer abgefallener Mönch, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntauſend Menſchen drängten ſich aus Flecken und Dörfern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl macht ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen Ambroſius Ville, einem franzöſiſchen Calviniſten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie bringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Commandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Caſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sectirer gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlängten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienſt nach dem Beiſpiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drei Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhang, und die proteſtantiſche Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederode's Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechzehntauſend Menſchen brachen an dem nämlichen Tag, wo daſſelbe in Tournay und Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſammenbanden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel, und Handwerker ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein Anſehen der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung ſchreckte ſie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, die ſo viel Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang

der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil wurde von dieſen Predigten wie von luſtigen Komödien angezogen, in welchen der Papſt, die Väter der Trientiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieſes zuging, deſto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, ging demohngeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück. [1]

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sectirer, bis ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſt mit einer Escorte von gewaffneten Reitern im Triumph heimzuführen, und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bang, ſtanden ſchon im Begriffe, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehen auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar dieſem Begehren zu willfahren, aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet, um mit dem Magiſtrate wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühreriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchem Geſchrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen geſchworenen Feind der Geuſen," wurde ihm zugeſchrieen; „er bringe Knechtſchaft und Inquiſition, und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen." Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen

[1] Strad. 132. Burgund. 220—232.

wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calviniſten dieſer Stadt bei dem Magiſtrat eine Schrift ein, worin ſie bewieſen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, ſich in der Stille zu verſammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für ſich begehrten. Der Stadtrath erneuert ſeine Vorſtellungen an die Herzogin, daß ſie der bedrängten Stadt doch durch ihre perſönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigſtens den Prinzen von Oranien ſchicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rückſicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel eines Burggrafen von Antwerpen verpflichtet ſey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte ſie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, ſo ſchwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieſer, nachdem er ſich lange umſonſt hatte bitten laſſen, weil er einmal feſt entſchloſſen ſchien, an den Staatsgeſchäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab ſich endlich dem ernſtlichen Zureden der Regentin und den ungeſtümen Wünſchen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Piſtolen. Antwerpen ſchien alle ſeine Einwohner ausgegoſſen zu haben, um ſeinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer auf den Landhäuſern waren abgedeckt, um mehr Zuſchauer zu faſſen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern ſogar wuchſen Menſchen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte ſich hier in kindiſchen Ergießungen. „Die Geuſen ſollen leben!“ ſchrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin,“ ſchrieen Andere, „das iſt der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der iſt's,“ ſchrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß bringt!“ — „Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr!“ riefen Andere; „wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr. Er allein iſt uns Alles!“ Diejenigen, welche gar nichts zu ſagen wußten, machten ihrer ausgelaſſenen Freude in Pſalmen Luft, die ſie tumultuariſch um ihn her anſtimmten. Er indeſſen verlor ſeinen Ernſt nicht, winkte Stillſchweigen um ſich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwiſchen Unwillen und Rührung: „Bei Gott,“ rief er, „ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten, es

würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan." [1] Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und daß sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossaard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfall sicher seyn könnten. [2] Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war Alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Procession herausnahm. [3]

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält, und für Antwerpen zittert, das sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung Hülfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung

[1] Strada 138. 139. Burg. 233. 234.
[2] Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.
[3] Meteren 83. Burgund. 234.

des ganzen Bundes auszuſchreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine ſo prahleriſche Ausſtellung der innern Kräfte des Bundes, deſſen Daſeyn und Schutz allein den proteſtantiſchen Pöbel ermuntert haben konnte, ſo weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuverſicht der Sectirer erheben, als ſie den Muth der Regentin darniederſchlug. Der Convent kam in einer Lüttichiſchen Stadt, St. Truyen, zu Stande, wohin ſich Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze von zweitauſend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weiſſagen ſchien, ſo achteten ſie auf alle Fälle für rathſam, einen Sicherheitsbrief für ihre Perſonen von der Herzogin zu erpreſſen. Diejenigen unter ihnen, die ſich einer unreinen Sympathie mit dem proteſtantiſchen Pöbel bewußt waren, betrachteten ſeine Ausgelaſſenheit als eine günſtige Ereigniß für den Bund; das ſcheinbare Glück derer, zu deren Gemeinſchaft ſie ſich herabſetzten, verführte ſie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Inſolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man ſolle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholiſchen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch ſehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beiſpiel zu einem Antheil an dem Bunde hingeriſſen worden, als aus innerem Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erſtaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorſchlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch' ein gefährliches Unternehmen ſie ſich übereilter Weiſe verwickelt hatten. Gleich' auf dieſe Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt ſchon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulöſen. [1]

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Naſſau, Brederode und Kuilemburg waren, beſprachen

[1] Burgund. 235. Strada 140.

ſich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieſer neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieſer Beiden entbieten. „Man hat Geſandte nach Spanien von „mir gefordert; ich habe ſie dahin geſendet. Man hat die Edicte „und Inquiſition allzu ſtreng gefunden; ich habe beide gemildert. „Man hat auf eine allgemeine Verſammlung der Reichsſtände „angetragen; ich habe dieſe Bitte vor den König gebracht, weil „ich ſie aus eigener Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' „ich denn nun unwiſſender Weiſe noch unterlaſſen oder gethan, „was dieſe Zuſammenkunft in St. Truyen nothwendig machte? „Iſt es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und ſeinen „Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung iſt „groß, aber größer iſt ſeine Gnade. Wo bleibt nun das Ver„ſprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu er„regen? Wo jene prächtig tönenden Worte, daß man bereit ſeyn „würde, lieber zu meinen Füßen zu ſterben, als dem König „etwas von ſeinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen ſich die „Neuerer Dinge heraus, die ſehr nahe an Aufruhr gränzen und „die Republik zum Verderben führen; und der Bund iſt's, auf „den ſie ſich dabei berufen. Wenn er dieſes mit Stillſchweigen „duldet, ſo klagt er ſich als Mitſchuldigen ihres Frevels an; „wenn er es redlich mit ſeinem König meint, ſo kann er bei „dieſer Ausgelaſſenheit des Pöbels nicht unthätig feiern. Aber „er ſelbſt geht ja dem raſenden Pöbel durch ſein gefährliches „Beiſpiel voran, ſchließt Bündniſſe mit den Feinden des Vater„lands, und bekräftigt dieſe ſchlimmen Gerüchte durch ſeine „jetzige ſtrafbare Verſammlung.“ [1]

Der Bund verantwortete ſich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüſſel einreichen läßt. „Alles,“ lautete dieſe, „was „Ihre Hoheit in Rückſicht auf unſere Bittſchrift gethan, haben „wir mit dem lebhafteſten Danke empfunden; auch können wir „über keine Neuerung Klage führen, welche in dieſer Zeit, Ihrem „Verſprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber „wenn wir demungeachtet jetzt noch immer und aller Orten „her in Erfahrung bringen, und mit eigenen Augen uns über„zeugen, daß man unſere Mitbürger um der Religion willen vor

[1] Meteren 84. Burg. 238. 239.

„Gericht ſchleppt und zum Tode führt, ſo müſſen wir nothwendig „daraus ſchließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichts„höfen zum mindeſten — ſehr wenig geachtet werden. Was der „Bund ſeinerſeits verſprochen, hat er redlich erfüllt, auch den „öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu ſteuern geſucht; „aber freilich iſt es kein Wunder, wenn die ſo lange Verzöge„rung einer Antwort aus Madrid die Gemüther mit Argwohn „erfüllt, und die getäuſchte Hoffnung einer allgemeinen Staaten„verſammlung ſie wenig geneigt macht, fernern Verſicherungen „zu glauben. Nie hat ſich der Bund mit den Feinden des Landes „verbunden; auch nie eine Verſuchung dazu gefühlt. Sollten ſich „franzöſiſche Waffen in den Provinzen ſehen laſſen, ſo werden „wir, die Verbundenen, als die Erſten zu Pferde ſitzen, ſie dar„aus zu vertreiben; aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit „ſeyn. Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in „Ihrem Geſichte zu leſen; wir ſehen Menſchen im ausſchließenden „Beſitze Ihrer Gnade, die durch ihren Haß gegen uns berüchtigt „ſind. Täglich müſſen wir hören, daß vor der Gemeinſchaft mit „uns, wie vor Verpeſteten, gewarnt wird, daß man uns die „Ankunft des Königs wie den Anbruch eines Gerichtstags ver„kündigt — was iſt natürlicher, als daß der Argwohn gegen „uns auch den unſrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf der „Majeſtätsverletzung, womit man unſere Verbindung zu ſchwärzen „bemüht iſt, daß die Kriegsrüſtungen des Herzogs von Sa„voyen und anderer Fürſten, die, wie das Gerücht ſagt, uns „gelten ſollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem franzö„ſiſchen Hof, um einer ſpaniſchen Armee, die nach den Nieder„landen beſtimmt ſeyn ſoll, den Durchzug durch dieſes Reich „auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr, uns aufgefordert „haben, auf unſere Selbſtvertheidigung zu denken, und uns durch „eine Verbindung mit unſern auswärtigen Freunden zu verſtärken? „Auf ein allgemeines, unſtetes und ſchwankendes Gerede be„ſchuldigt man uns eines Antheils an dieſer Zügelloſigkeit des „proteſtantiſchen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede „nicht an? Wahr iſt es allerdings, daß auch unter uns Prote„ſtanten ſich befinden, denen eine Duldung der Religionen das „willkommenſte Geſchenk ſeyn würde; aber auch ſie haben niemals „vergeſſen, was ſie ihrem Herrn ſchuldig ſind. Furcht vor dem

„Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese „Versammlung zu halten. Der König ist gut, und wir wollen „hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung seyn, „was wir bei ihm suchen, und eben so wenig kann es Ver„gessenheit seyn, was wir uns über Handlungen erbitten, die „unter den Verdiensten, so wir uns um Se. Majestät erworben, „nicht die unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß sich „Abgeordnete der Lutheraner und Calviniſten in St. Truyen bei „uns eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift „übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten „sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn „der Bund ihnen Sicherheit leisten und sich für eine allgemeine „Versammlung der Stände verbürgen wolle. Beides haben wir „geglaubt, ihnen zusagen zu müssen, aber unsere Versicherung „allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit „und einigen Ihrer vornehmsten Räthe bestätigt wird. Unter „diesen kann Niemand von dem Zustande unserer Sachen so gut „unterrichtet seyn, und es so redlich mit uns meinen, als der „Prinz von Oranien und die Grafen von Hoorn und von „Egmont. Diese drei nehmen wir mit Freuden als Mittler „an, wenn man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt, und uns „Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen ge„worben, und keine Befehlshaber darüber ernannt werden sollen. „Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen „Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige stehen „wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das „Erste, so ist es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Ter„min setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu bringen; „drei Wochen werden dazu genug seyn. Endlich und letztens „machen wir uns auch unsererseits anheischig, ohne Zuziehung „jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen.“ [1]

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel,

[1] Meteren 84. 85. Strad. 141 sq. Burgund. 240—251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwand sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rath, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nöthigte, die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sah sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Truyen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deßwegen auf das nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. [1]

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruction war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Placate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung

Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweiſen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeſchränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen dieſen Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Charakter ſeiner Landsleute wagte er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er ihm im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſeyn, und dem Neide der ſpaniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erſchien endlich, und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederholten Berathſchlagungen unterworfen. [1]

(1566.) Der König war damals im Buſch zu Segovien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beiſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Präſident des niederländiſchen Conſeils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper [2] und der Staatsrath von Corteville. [3] Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgeſetzt; beide Abgeſandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht ſelbſt zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländiſchen Adels von ſpaniſchen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu ſeiner entlegenſten Quelle; brachte Vorfälle miteinander in Zuſammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitausſehenden Plan in Ereigniſſe, die der Augenblick geboren.

[1] Hopper. 98. 99. 103.

[2] Aus deſſen Mémoires, als einer mithandelnden Perſon, die Reſultate dieſer Sitzung genommen ſind.

[3] Hopper. §. 111.

Alle dieſe verſchiedenen Vorgänge und Verſuche des Adels, die nur der Zufall an einander gereiht, und der natürlichſte Lauf der Dinge ſo und nicht anders gelenkt hatte, ſollten aus dem überdachten Entwurfe geſponnen ſeyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erſte Schritt dazu, hieß es, war die gewaltſame Wegdrängung des Miniſters Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Beſitz einer Macht war, die man lieber ſelbſt ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Abſendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen ſollte. Da aber dieſes auf einem ſo beſcheidenen Wege nicht zu erſchleichen geweſen, ſo verſuchte man, es durch einen dritten und herzhaftern Schritt, durch eine förmliche Verſchwörung, den Geuſenbund, von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele iſt dieſe neue Geſandtſchaft, wo man endlich ungeſcheut die Larve abwirft, und durch die unſinnigen Vorſchläge, die man dem König zu thun ſich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abſchaffung der Inquiſition zu etwas Geringerm, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewiſſen verloren? Führt dieſe vorgeſchlagene Moderation nicht eine gänzliche Strafloſigkeit aller Ketzereien ein? Was iſt dieſes Project von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunſten des Adels? ein General-Gouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Iſt dieſe Zuſammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht ſchon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Abſichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrath, und der Bund der Geuſen nicht wirkſam genug geſchienen haben?[1]

Welches aber auch die Quellen dieſes Uebels ſeyn mochten, ſo geſtand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend ſey. Die ungeſäumte perſönliche Ankunft des Königs

[1] Hopper. §. 104.

in Brüſſel war allerdings das ſouveräne Mittel, es ſchnell und gründlich zu heben. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war, und die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe die ſo kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da ſowohl die ſtürmiſche Jahreszeit, als die Gefahr vor den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die den Ocean unſicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzeſten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen ſelbſt unterdeſſen von der Inſel Walchern Beſitz nehmen, und dem König die Landung ſtreitig machen konnten: ſo war vor dem Frühling nicht an dieſe Reiſe zu denken, und man mußte ſich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam alſo überein, dem Könige vorzutragen, erſtlich: daß er die päpſtliche Inquiſition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der biſchöflichen bewenden laſſen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingeſandten Moderation geſchont wäre; drittens, daß er der Oberſtatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht ſchon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt ſeyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Ligueu, Verbrüderungen, öffentlichen Zuſammenkünfte und Predigten müßten fortan, bei ſtrenger Ahndung, unterſagt ſeyn; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterin ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamen Unterwerfung der Widerſpänſtigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieſelben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohlgethan ſeyn, wenn Se. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben.[1]

Sobald dem König dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vorgelegt worden, war ſein Erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche

[1] Hopper. §. 109. 110. 112. 113.

Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei ſeinem Entſchluß zu erflehen. Er erſchien in eigener Perſon im Staatsrathe, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten, und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im Stillen kriegeriſch zu rüſten: dreitauſend Mann Reiterei und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah, und ihr eine Summe von dreihunderttauſend Goldgulden übermachte.[1] Er begleitete dieſe Reſolution mit mehreren Handſchreiben an einzelne Privatperſonen und Städte, worin er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte, und ſie auch fürs Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jetzt die Nation haüptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweideutige Begnadigung ſo gut als gar keine war, und viel zu ſehr von der Willkür abhing, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er diesmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpſtliche Inquiſition aufgeopfert und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicherweiſe zu hoffen geweſen war. Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin geſtellt. Jetzt kam ſie zu ſpät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerei ausgebrochen.

[1] Hopper. §. 118. 124. Burg. 288.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feind ihrer Partei in ſeinem eigenen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzten, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerei die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Convent zu St. Truyen verabredet worden, daß in einer ſolennen Verſammlung ſo vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papſtthum anhing, ein Raſender ſich hätte erdreiſten ſollen, den Entwurf zu einer

offenbaren Schandthat zu geben, die nicht ſowohl eine abgeſonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem ſchlammichten Schoos einer verworfenen Pöbelſeele empfangen werden konnte, wäre allein ſchon darum nicht glaublich, weil dieſe wüthende That in ihrer Entſtehung zu raſch, in ihrer Ausführung zu leidenſchaftlich, zu ungeheuer erſcheint, um nicht die Geburt des Augenblicks geweſen zu ſeyn, in welchem ſie ans Licht trat, und weil ſie aus den Umſtänden, die ihr vorhergingen, ſo natürlich fließt, daß es ſo tiefer Nachſuchungen nicht bedarf, um ihre Entſtehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zuſammengefloſſen aus dem unterſten Pöbel, viehiſch durch viehiſche Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf ſie lauern, von Gränze zu Gränze herumgeſcheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt, ihre Andacht zu ſtehlen, ein allgemein geheiligtes Menſchenrecht, gleich einem Werke der Finſterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die ſtolz aufſteigenden Gotteshäuſer der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht ſich pflegen; ſie ſelbſt herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die ſchwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, in ſchimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgeſtoßen aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur, und in einem ſchrecklichen Augenblick an die Rechte dieſes Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, deſto unnatürlicher iſt dieſes Schickſal; mit Verwunderung nehmen ſie es wahr. Freier Himmel, bereit liegende Waffen, Wahnſinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatiſchen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung iſt nöthig, wo alle Augen daſſelbe ſagen; der Entſchluß iſt geboren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich zu welcher, rennt dieſer wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligenbild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und

jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Gräuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bilderſturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitzter durch diese verdammliche That, und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Calviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarde nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimat, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige

Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſo bald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtſtuhl zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und Viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eines, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen, und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werk. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöſcht, alle Statuen zerſchmettert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beiden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont. Die Hoſtien ſtreut man auf den Boden und tritt ſie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Geſundheit der Geuſen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber ſelbſt werden durchwühlt, die halbverweſten Leichen hervorgeriſſen und mit Füßen getreten. Alles dieſes geſchah in ſo wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; jeder arbeitete ſeinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, ſo halsbrechend auch dieſes Geſchäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finſterniß, ungeachtet die größten Laſten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den oberſten Sproſſen

der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenſtücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigſten in der Chriſtenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Capellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöſter berauſcht man ſich aufs neue; die Mönche und Nonnen laſſen Alles im Stich, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher, als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben; auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Gräuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerſtören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, ſich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verſchloſſen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderſtürmer brechen, um in den angränzenden Gegenden denſelben Gräuel zu erneuern. Während dieſer ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, ſich ihrer Gewalt zu bedienen; ſo ſehr wurde ſie durch die Uebermacht der Calviniſten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgeſindel gedungen war. Der Schaden, den dieſe Verwüſtung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein

wird er auf vierhunderttausend Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen. [1]

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksale. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es sey ihnen," sagten sie, „von ihren Obern anbefohlen, nach „dem Beispiele der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu „nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig „und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden „sie stürmen;" ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch

[1] Meteren 86. Strada 145—147. Burgund. 294. 295. 300. Hopper. S. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

das Anſehen der Geſetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, ſo trug er kein Bedenken, ihnen die Häſcher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angeſichts der Garniſon, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderſtürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es dieſen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und ſilbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenſchmuck unter die Erde vergraben, ſo durchwühlten ſie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieſer Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einſt an der Spitze der aufrühreriſchen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigeſetzt war. Dieſer Adolph hatte ſeinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniß geſchleppt; ihm ſelbſt aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schickſal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche preiszugeben.[1]

Mit den Bilderſtürmern aus Tournay verbanden ſich andere aus Valenciennes, um alle Klöſter des umliegenden Gebiets zu verwüſten, wobei eine koſtbare Bibliothek, an welcher ſeit vielen Jahrhunderten geſammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantiſche drang dieſes verderbliche Beiſpiel. Mecheln, Herzogenbuſch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schickſal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebſt einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, ſich von dieſen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüſtet.[2]

Von der nämlichen Raſerei, die den ſüdlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländiſchen Städte, Amſterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen

[1] Burgund. 315. 316.
[2] Meteren 85. 87. Strad. 149.

zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyſſel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſal. [1]

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit ins Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Gräuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreiſe der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriff, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arſchot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderſtürmer gegeben, zu unanſtändigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umſonſt, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendſte anliegen, ſie durch eine ſo ſchimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszuſetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürſtin zu ſchützen; umſonſt, daß die Stadt Brüſſel ſelbſt es ihr nahe legt, ſie in dieſer Extremität nicht zu verlaſſen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorſtellungen macht, durch einen ſo zaghaften Schritt die Inſolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; ſie beharrt unbeweglich auf dieſem verzweifelten Entſchluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderſtürmer gegen die Hauptſtadt im Anzuge ſeyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor ſich gehen ſollte. Mit Anbruch des Tages ſteht der Greis Viglius vor ihr, den ſie, den Großen zu Gefallen, ſchon lange Zeit zu vernachläſſigen gewohnt war. Er will wiſſen, was dieſe Zurüſtung bedeute, worauf ſie ihm endlich geſteht, daß ſie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er ſich

[1] Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. Lib. II. 15.

ſelbſt mit zu retten ſuchte. „Zwei Jahre ſind es nun," ſagte ihr der Greis, „daß Sie dieſes Ausgangs der Dinge gewärtig ſeyn „konnten. Weil ich freier geſprochen habe, als Ihre Höflinge, „ſo haben Sie mir Ihr fürſtliches Ohr verſchloſſen, das nur „verderblichen Anſchlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß ſie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſey; jetzt aber dränge ſie die Noth. „Sind Sie geſonnen," verſetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beſtehen?" „Das bin ich," antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht „zu dem großen Geheimniß der Regentenkunſt, zur Verſtellung, „und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die Fürſten an, bis Sie mit „ihrer Hülfe dieſen Sturm zurückgeſchlagen haben. Zeigen Sie „ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt ſind. „Laſſen Sie ſie einen Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine „Sache machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, vertrauen Sie „ſich als Ihren Freunden; aber die Andern hüten Sie ſich ja „durch Geringſchätzung abzuſchrecken." Viglius hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wußte, daß ſie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrath den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. — Die Regentin, die ſich in ihrer eignen Reſidenz gefangen ſah, ergab ſich nun dem Zureden ihres Adels, der ſich anheiſchig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Beſatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof. [1]

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, deſſen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an denen Orten, wo ſie bereits angefangen, zu geſtatten, die Aufhebung der päpſtlichen Inquiſition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edicte gegen die Ketzer für abgeſchafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit

[1] Burg. 330. 331. Hopper. §. 128. Vita Vigl. 48.

ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deßwegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen, und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem König gegen innere und äußere Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien.[1]

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man sie nannte, die Nationen, und kommt mit ihnen überein,

[1] Meteren 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauche untersagt seyn. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer seyn, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Controverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diaconen, so wie zu allen ihren übrigen Consistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magistrat von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Uebrigens sollten sie sich desselben Schutzes wie die herrschende Religion zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber Jedem freistehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraten anvertraut, der ein sanfter Mann war, und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten, und im Dienst des

Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrat weit leichter seyn würde, diese zahlreiche und mächtige Secte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sectirer im freien Felde sich selbst überlassen wären. [1]

Strenger betrug sich der Graf von Megen in Geldern, wo er die protestantische Secte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte? so antwortete sie: wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sey es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr statt fänden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, daß dem Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sey. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu. [2]

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an Montigny's Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen, und sich außer den Mauern mit einem Gotteshause zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seyen zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber sey, nicht wo die Väter, sondern wo der größere Theil sey. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sey es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unverwehrt seyn; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuthen, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten

[1] Meteren 91. Burgundius 349—354. Strada 153. Hopper. §. 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.

[2] Burgund. 345. 346. 354.

zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Protestanten doch im Besitz einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten.[1] Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Aldegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abwesenheit des Marquis von Bergen die Statthalterschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen, und im Verweigerungsfall mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calvinisten und ihr Einverständniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltsames gegen sie zu unternehmen.[2]

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calvinisten, aber nur diesen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Proceduren gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Cassembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger bündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden.[3]

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es

[1] Burgund. 356. 357.
[2] Burgund. 359. sq.
[3] Meteren 91. 92. Burgund. 340—343.

nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was Noircarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edicte gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Megen, Aremberg, Noircarmes und Barlaimont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deßwegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben, und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvella's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in dem[illegible]

Monat, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheile der Secten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorscheine, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten seyn, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Secten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geusen, die sich zu Beschützern der Secten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angesteckt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Classen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei, und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste

Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faction zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen.[1]

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt," ließen sich Tyssenacque und Hopperus heraus, „sey die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen Erklärung, „die er ehemals dem Grafen von Egmont gethan, tausend Leben „zu wagen bereit sey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, „habe sich Karl der Fünfte einer beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer „einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht „sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen."[2] Dieser Meinung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzoge von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee," erklärt Figueroa, den die Reihe zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, „beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu

[1] Burgund. 363. 364. Hopper. S. 138. 139. 140. §. 152. 153.
[2] Hopper. §. 142. Burgund. 366.

„erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung ſie be„ſtimmt wäre, unnöthig beläſtigen, und zu den Beſchwerden, „welche dieſe bisher ſo weit gebracht, eine neue hinzufügen. „Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im „Gegentheil eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unſchul„digen von dem Schuldigen unterſcheide. Das Ungewöhnliche „und Gewaltſame eines ſolchen Schrittes würde die Häupter der „Faction in Verſuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran „Muthwille und Leichtſinn den größten Antheil gehabt, von „einer ernſthaftern Seite zu ſehen, und nun erſt mit Plan „und Zuſammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König „ſo weit gebracht zu haben, würde ſie in eine Verzweiflung „ſtürzen, worin ſie das Aeußerſte unternehmen würden. Stelle „ſich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, ſo begebe er „ſich des wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner „landesherrlichen Würde, die ihn um ſo mächtiger ſchirme, „je mehr er zeige, daß er auf ſie allein ſich verlaſſe. Er ſetze „ſich dadurch gleichſam in Einen Rang mit den Rebellen, die „auch ihrerſeits nicht verlegen ſeyn würden, eine Armee aufzu„bringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen ſpaniſche Heere „bei der Nation vorarbeite. Der König vertauſche auf dieſe Art „die gewiſſe Ueberlegenheit, die ihm ſein Verhältniß als Landes„fürſt gewähre, gegen den ungewiſſen Ausgang kriegeriſcher Unter„nehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, nothwendig „einen Theil ſeiner eigenen Unterthanen zu Grunde richten müſſen. „Das Gerücht ſeiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug „in den Provinzen voraneilen, um Allen, die ſich einer ſchlimmen „Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verſchaffen, ſich in „Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ſowohl ihre innern als aus„wärtigen Hülfsquellen wirken zu laſſen. Hierbei würde ihnen „die allgemeine Furcht große Dienſte leiſten; die Ungewißheit, „wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu „dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen, und ihm Feinde „erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden ſeyn. „Wüßte man ihn aber ohne eine ſolche fürchterliche Begleitung „im Anzug, wäre ſeine Erſcheinung weniger die eines Blutrichters, „als eines zürnenden Vaters, ſo würde der Muth aller Guten „ſteigen, und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit

„verderben. Sie würden ſich überreden, das Geſchehene für weniger „bedeutend zu halten, weil es dem Könige nicht wichtig genug „geſchienen, deßwegen einen gewaltſamen Schritt zu thun. Sie „würden ſich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache „ganz zu verſchlimmern, die vielleicht noch zu retten ſey. Auf „dieſem ſtillen friedlichen Wege würde alſo gerade das erhalten, „was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unter„than würde auf keine Art mit dem ſtrafwürdigen Rebellen ver„mengt; auf dieſen allein würde das ganze Gewicht ſeines Zorns „fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich „einem ungeheuren Aufwand entginge, den der Transport einer „ſpaniſchen Armee nach dieſen entlegenen Gegenden der Krone „verurſachen würde.“ [1]

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann das Unge„mach einiger wenigen Bürger in Anſchlag kommen, wenn das „Ganze in Gefahr ſchwebt? Weil einige Treugeſinnte übel dabei „fahren, ſollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? „Das Vergehen war allgemein, warum ſoll die Strafe es nicht „ſeyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Uebrigen „durch ihr Unterlaſſen verſchuldet. Weſſen Schuld iſt es, als „die ihrige, daß es jenen ſo weit gelungen iſt? Warum haben „ſie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerſtanden? Noch, ſagt „man, ſind die Umſtände ſo verzweifelt nicht, daß ſie dieſes ge„waltſame Mittel rechtfertigen — aber wer ſteht uns dafür, daß „ſie es bei der Ankunft des Königs nicht ſeyn werden, da nach „jeglichem Berichte der Regentin Alles mit ſchnellen Schritten „zur Verſchlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der „Monarch erſt beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie „nothwendig ihm eine Kriegsmacht geweſen? Es iſt nur allzu „gegründet, daß ſich die Rebellen eines auswärtigen Beiſtandes „verſichert haben, der ihnen auf den erſten Wink zu Gebote ſteht; „iſt es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüſtung zu denken, wenn der „Feind über die Gränzen hereinbricht? Soll man es darauf an„kommen laſſen, ſich mit den nächſten, den beſten niederländiſchen „Truppen behelfen zu müſſen, auf deren Treue ſo wenig zu rechnen „iſt? und kommt endlich die Regentin ſelbſt nicht immer darauf „zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht ſie

[1] Burgund. 386. 387.

„bisher gehindert habe, den Edicten Kraft zu geben und die Fort„schritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldisciplinirte und „gefürchtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, „sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur „die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forderungen herab„stimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König „ohnehin seine Person nicht in feindliche Länder wagen, ohne „sie kann er mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge „eingehen, die seiner Würde gemäß sind.“ [1]

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Castilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den December bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden. [2]

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin, Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oesterreich

[1] Burgund. 381—390.
[2] Hopper. §§. 154. 155. Burg. 390—392.

und Fürstin der Niederlande an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspänstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein Niemand kund würde. [1]

(1566.) Während dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungener Weise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionspartzien errichteten in mehreren Städten eigene Consistorien und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fonds zusammenzuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraten von den Calvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler

[1] Meteren 92. Hopper. §§. 144. 145. 146. Burg. 369. 370.

zu erlegen. Von dieſer Schrift gingen viele Copien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten ſich Viele mit prahleriſchen Summen unterſchrieben. Ueber dieſes ausſchweifende Anerbieten ſind von den Feinden der Reformirten verſchiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für ſich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nöthigen Summen zur Erfüllung dieſes Verſprechens zuſammenzubringen, hoffte man, wie Einige glaubten, mit deſto weniger Verdacht die Beiſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jetzt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſey es für oder gegen die Regentin, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung ſo reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten geweſen ſey, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beiſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung. [1]

Aber der Exceß der Bilderſtürmerei, weit entfernt die Sache des Bundes zu befördern und die Proteſtanten emporzubringen, hatte beiden einen unerſetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerſtörten Kirchen, die, nach Viglius' Ausdruck, Viehſtällen ähnlicher ſahen, als Gotteshäuſern, entrüſtete alle Katholiken, und am meiſten ihre Geiſtlichkeit. Alle, die von dieſer Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausſchweifungen der Bilderſtürmer, wenn auch nicht abſichtlich angeſtiftet und befördert, doch unſtreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrſchende war, die Katholiken aufs grauſamſte bedrückten, riß dieſe vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und ſie

[1] Strad. 163. Burg. 374. 375. Allgem. Geſch. d. ver. Niederl. III. Th. 93.

gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeigen und den Verdacht eines Verständnisses mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward. [1]

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide

[1] Thuan. II. 507. Strad. 164. 165. Meteren 93.

hatten ſich bei dem König über die übeln Nachreden beſchwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Abſichten verdächtig zu machen ſuchte; Egmont beſonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu beſtimmen, wodurch man ihm gefällig werden und ſeinen Dienſteifer darthun könnte. Seine Verleumder, ließ ihm der König durch den Präſidenten von Tyſſenacque zurückſchreiben, könne er durch nichts beſſer widerlegen, als durch die vollkommenſte Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche ſo klar und beſtimmt abgefaßt ſeyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines beſondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu berathſchlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in ſeinem Gehorſam beſtehe deſſen Ehre. Es ſtehe einem Gliede nicht gut an, ſich für weiſer zu halten, als ſein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht Alles gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden, um der Ausgelaſſenheit der Sectirer zu ſteuern; aber auch noch jetzt ſtehe es in ſeiner Gewalt, das Verſäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigſtens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorſames Kind mit Verweiſen ſtrafte, ſo behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen ſeinen Freund mußte man Kunſt und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Oranien hatte in ſeinem Briefe des ſchlimmen Verdachts erwähnt, den der König in ſeine Treue und Ergebenheit ſetze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm dieſen Verdacht zu benehmen, wovon er längſt zurückgekommen war, ſondern um von dieſer Beſchwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn ſeiner Aemter entlaſſen möchte. Oft ſchon hatte er dieſe Bitte an die Regentin gethan, ſtets aber unter den ſtärkſten Betheuerungen ihrer Achtung eine abſchlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er ſich endlich unmittelbar mit dieſem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben ſo ſtarken Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeſchmückt war. Beſonders bezeugte er ihm über die Dienſte, die er ihm

kürzlich in Antwerpen geleiſtet, ſeine höchſte Zufriedenheit, beklagte es ſehr, daß die Privatumſtände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, ſeine Entlaſſung zu verlangen) ſo ſehr verfallen ſeyn ſollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich ſey, einen Diener von ſeiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, ſetzte er hinzu, der Prinz hege eine beſſere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten ſollte, dem grundloſen Geſchwätz gewiſſer Menſchen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm ſelbſt übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er ſich im Vertrauen bei ihm über ſeinen Bruder, den Grafen von Naſſau, bat ſich in dieſer Sache zum Schein ſeinen Rath aus, und äußerte zuletzt ſeinen Wunſch, den Grafen eine Zeit lang aus den Niederlanden entfernt zu wiſſen. [1]

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und ſein geheimes Conſeil in Madrid und Segovien ſchon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm Alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieſes Heimlichſten von allen Deſpoten war ſeiner Liſt und ſeinem Gelde zugänglich geworden; auf dieſem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin insgeheim nach Madrid geſchrieben, mit ihrer eigenen Handſchrift erhalten und in Brüſſel unter ihren Augen gleichſam im Triumph circuliren laſſen, daß ſie ſelbſt, die mit Erſtaunen hier in Jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeſchen ins Künftige ſogleich zu vernichten. Wilhelms Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf den ſpaniſchen Hof ein, bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Botſchafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit

[1] Hopper. S. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beilage.

verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem König jetzt gegeben sey, eine willkürliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die Beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden, und er habe geschworen ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müßte er auch alle seine Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurücksetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe. [1]

(1566.) Den Brief des Ministers Alava, nebst einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogstraten bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger fester Plätze versichern müsse. Dem König müsse man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten, und wenn er sich dem ungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Gränze des Landes mit einer Armee

[1] Heidan. 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren 94. Strad. 160.

empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertauſend Reiter nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk zuſammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber Wilhelm, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verſtattet. Bis jetzt alſo fehle es ihnen an einem gültigen Grund, dieſen feindlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung alſo ſey, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf Alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſey zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Anſehn ihrer Glieder, den Abſichten des Königs Hinderniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Lieber," ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich „das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz des „Spaniers Alava rührt mich wenig, — wie ſollte dieſer „Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines „Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die „Nachrichten, welche uns Monteigny gibt, beweiſen weiter nichts, „als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm „Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen „in unſere Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir „ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher „Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von

„mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten, wo „möglich, den Verdacht auszulöſchen, den meine bisherigen Hand„lungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie ſollte ich „mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürf„tigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen „Landflüchtigen herumzutragen, eine Laſt für Jeden, der mich „aufnimmt, Jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter „die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem „leiblichen Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr „kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm „ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht „auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich „überreden, daß Er, der für ſein niederländiſches Volk ſo billige, „ſo gnädige Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig „mir betheuert hat, jetzt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmie„den ſoll. Haben wir dem Lande nur erſt ſeine vorige Ruhe „wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottes„dienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von „keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dies iſt es, „wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel „jetzt auffordere, und wozu auch bereits die mehrſten unſrer Brüder „ſich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von dem Zorne des „Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei; mein Schickſal „ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade.“ [1]

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniß. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Scham, als aus Parteigeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu

[1] Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren 95.

entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetruge auf, und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle, die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrath zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen; aber ſie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abſchrift mitgenommen hatte, und unter den bitterſten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte ſie ſich darüber, aber ſie faßte ſich bald, und erklärte ihn dreiſtweg für untergeſchoben. „Wie kann," ſagte ſie, „dieſer Brief wirklich von „Alava herrühren, da ich doch keinen vermiſſe, und derjenige, „der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht „geſchont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges „Paket noch gefehlt hat, und auch kein Bote ausgeblieben iſt? „Und wie läßt es ſich denken, daß der König einen Alava zum „Herrn eines Geheimniſſes gemacht haben ſollte, das er mir ſelbſt „nicht einmal würde preisgegeben haben?" [1]

[1] Burgund. 408. Meteren 95. Grot. 23.

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdessen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog Erich von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand, ihrer am nöthigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Waldenfinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte, und seine Maßregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont steuerte die Geistlichkeit in Flandern vierzigtausend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichsten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte seine Kriegsmacht verstärken, und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einschlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit versichert, und dieses mächtigen Beistands gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden.

Sie wagt es, die Bewilligungen, welche ſie den Proteſtanten nur in der Angſt und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die ſie ihnen ſtillſchweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünſtigung der Predigten einzuſchränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die ſich doch, wenn jene geſtattet wurden, von ſelbſt zu verſtehen ſchienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majeſtät verfahren. Man vergönnte den Proteſtanten, anders als die herrſchende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesſtrafen unterſagt. Es war grauſamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu verſagen: aber dieſer unedle Kunſtgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der ſie es ſich hatte abdringen laſſen. Von den geringſten Neuerungen, von den unbedeutendſten Uebertretungen nahm ſie Anlaß, die Predigten zu ſtören; mehreren von den Prädicanten wurde unter dem Vorwande, daß ſie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewieſen worden, verwaltet, der Proceß gemacht, und einige von ihnen ſogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß ſie ſich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreßt, nicht für gebunden halte. [1]

Unter allen niederländiſchen Städten, welche ſich des bilderſtürmeriſchen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meiſten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calviniſten ſo mächtig, als in dieſer, und der Geiſt des Aufruhrs, durch den ſich die Provinz Hennegau vor allen übrigen ſtets ausgezeichnet hatte, ſchien hier einheimiſch zu wohnen. [2] Die Nähe Frankreichs, dem es ſowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr

[1] Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Gnil. Auriac. 21.

[2] Es war ein Sprüchwort in Hennegau, und iſt es vielleicht noch, die Provinz ſtehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 174.

Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstand der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegne Theil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eignen Sohn zum Geisel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man Noircarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Gesetze des Völkerrechts, in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Acte für eine Rebellin erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiscus zugesprochen. Um

ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen (1566), nahm St. Amand in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den übergebliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständniß mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; Alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen

Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs Aeußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hülfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blocade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen, und schickte sich an, die Stadt einzuschließen. [1]

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahrszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe sie das Aeußerste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun, und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen, und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesichte aller Protestanten, die auf des Bundes

[1] Burgund. 379. 411–418. Meteren 98. 99. Strada 176. Vigl. ad Hopper Epist. 2. 21.

Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen strafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt, und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese „Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an mich wenden, „ist mir in der That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit „denen ich zu thun hatte, sind, wie ich nicht anders weiß, aus„einander gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klagschrift „nicht Theil haben, denn ich selbst kenne Viele, die, in allen ihren „Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten sind. „Wer es aber auch sey, der sich hier ohne Fug und Recht und ohne „Namen an mich wendet, so hat er meinen Worten wenigstens „eine sehr falsche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, „daß ich den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert habe. „Niemand kann es unbekannt seyn, wie schwer es mir schon „geworden ist, die Predigten an denen Orten zuzugeben, wo sie „sich selbst eingeführt haben, und dieses kann doch wohl nicht „für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es ein„fallen sollen, diese gesetzwidrigen Consistorien in Schutz zu neh„men, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich so „weit vergessen können, einer verwerflichen Secte diese gesetzliche „Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der „Republik umzukehren, und meine heilige Religion so abscheulich „zu lästern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubniß gege„ben hat; mit mir aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beschuldigt „mich, daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch Straflosigkeit „und Sicherheit gewährte? Das Vergangene hab' ich euch erlassen, „nicht aber, was ihr künftig begehen würdet. Eure Bittschrift „vom vorigen April sollte keinem von euch Nachtheil bringen,

„und das hat sie, meines Wissens, auch nicht gethan; aber wer „sich neuerdings gegen die Majestät des Königs vergangen, mag „die Folgen seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt ihr euch „unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den „ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen Anstiften wurden die „Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen gestürzt und die „Städte zur Rebellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit frem„den Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angestellt, und „von den Unterthanen des Königs gesetzwidrige Steuern einge„trieben? Deßwegen habe ich Truppen zusammengezogen, deßwegen „die Edicte geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder nieder„zulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem Vaterlande und „dem Könige meinen, und wenn ihr euch selbst liebt, so sehet zu, „daß ihr eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die mei„nigen zu richten.“ [1]

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu seyn, konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, daß eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das letzte, und fingen mit Ernst an, zu ihrer Vertheidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte Ludwig von Nassau die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgischen Confession beizutreten, und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschließen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Calvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu wo möglich noch überstieg, den sie gegen das Papstthum trugen. Nassau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befestigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit einem

[1] Thuan. 523. 524. Strada 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren 96. 97.

kleinen Heere in seine feste Stadt Viane an dem Leck, über welche er sich Souveränetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von Nassau's Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden. [1]

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Creaturen, einen gewissen Anton von Bomberg, einen hitzigen Calvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten, und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in

[1] Thuan. 524. Strad. 169. Allg. G. d. v. N. XXII. Bd. 95. Vigl. auch Hopper Epist. 3.

toller Wuth an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfalle mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg besetzte mit seinem Anhange das Rathhaus, und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen, und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederode's Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sey. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb. [1]

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf, und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienst machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen konnte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Theil seines Heers diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam. [2]

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem

[1] Thuan. 525. Strada 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

[2] Allg. G. d. v. N. 98. 99. Strad. 170 Vigl. ad Hopper. 5. Brief.

Anſchlage gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Aber ſeine Hauptangelegenheit ſchien zu ſeyn, die vornehmſten Plätze ſeiner Statthalterſchaft in ſeine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er Brederode's Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern geſucht hatte.[1]

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und dieſe zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipps von St. Aldegonde Bruder, über ſich nahm (1567). Thoulouſe unterhielt mit dem geweſenen Amtmanne von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vließingen Beſatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu beruhigen und ſeinen Anſchlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Dienſten des Staats wären, oder ſonſt Geſchäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß ſie ungeſäumt die Stadt räumen ſollten. Er hätte ſich, ſagen ſeine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieſer verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können; aber er jagte ſie aus der Stadt, um ſie deſto ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung zu treiben. Sie wurden dann ſogleich auf der Schelde eingeſchifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktſchiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vließingen ſchon vor ihrem Anſchlage gewarnt war, ſo verſagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden ſie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt ſich die Unkatholiſchen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufſtand zu erregen. Thoulouſe ließ alſo unverrichteter Dinge ſeine Schiffe drehen und ſegelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oſterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er ſein Volk ausſetzte und am Ufer ein Lager ſchlug, des Vorſatzes, ſich hier von Antwerpen aus zu

[1] Cloetius 23.

verſtärken, und den Muth ſeiner Partei, die von dem Magiſtrate unterdrückt wurde, durch ſeine Nähe friſch zu erhalten. Durch Vorſchub der reformirten Geiſtlichen, die in der Stadt Werbersdienſte für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage ſein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüſtete. Der aufgebrachte Magiſtrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen laſſen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdeſſen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in ſtarken Märſchen von Brüſſel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geuſiſche Heer bei Viane ſo gut einzuſchließen und zu beſchäftigen, daß es weder von dieſen Bewegungen hören, noch ſeinen Bundsverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unverſehens, und richtete ſie in einem ſchrecklichen Blutbade zu Grunde. Thouloufe warf ſich mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thouloufe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieſer Sieg, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreihundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit ſogleich niedergeſtochen. [1]

Ehe die Schlacht anging, ahndete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorſicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Oſterweel verbindet,

[1] Meteren 97. 98. Burgund. 440. 441. Strad. 171. 172. Thuan. Libr. 41.

den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Calviniſten der Stadt nicht verſucht werden möchten, ſich zu dem Heere des Thouloufe zu ſchlagen, wahrſcheinlicher aber, damit die Katholiken dem geuſiſchen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben dieſem Grunde wurden auf ſeinen Befehl auch die Thore verſchloſſen, und die Einwohner, welche von allen dieſen Anſtalten nichts begriffen, ſchwebten ungewiß zwiſchen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geſchützes von Oſterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo ſich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den ſchlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauſpiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt ſo nahe, daß man ihre Fahnen unterſcheiden, und die Stimmen der Ueberwinder wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als ſelbſt die Schlacht war der Anblick, den dieſe Stadt jetzt gab. Jedes von den ſchlagenden Heeren hatte ſeinen Anhang und ſeinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entſetzen; der Ausgang des Treffens ſchien das Schickſal jedes Zuſchauers zu entſcheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Geſichtern der Antwerper abgemalt leſen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein ſchmerzhaftes eitles Beſtreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geuſen, und zehntauſend glückliche Menſchen ſind gemacht; Thouloufe's letzter Zufluchtsort ſteht in Flammen, und zwanzigtauſend Bürger von Antwerpen ſterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erſtarrung des erſten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut ſchreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar ſtürzt die Wittwe des geſchlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apoſtel, greifen die Calviniſten zu den Waffen, entſchloſſen ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan,

ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schreien Alle. Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verräthen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Calvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimniß vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen, ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraten, von dem Bürgermeister Strahlen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte.

Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als um den Sieger, wer er auch ſey, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der Soldaten würde geworden ſeyn. Umſonſt, dieſe raſenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrei fordern ſie ihm die Schlüſſel zum rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht, in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten; in der Vorſtadt warteten ſechshundert feindliche Reiter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reiterei aufſitzen ließ, um unter Vergünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beiſpiele folgt. Dieſe Worte, zu ihrer Zeit geſagt, und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie Niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den ſechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorpoſten ausſtellte, und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte.[1]

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Calviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſey ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrſchſucht

[1] Burgund. 444 — 447. Strad. 172.

der Calviniſten, die, auf ihren Reichthum ſtolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieſer beiden proteſtantiſchen Kirchen gegen einander war von einer unverſöhnlichern Art, als der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchende Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eiferſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten, zu beſchränken, von deren Wachsthum das Meiſte zu fürchten war. Aus dieſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwächern Theil, und die Friedfertigſten von beiden, ſtillſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben, die jenen wechſelſeitigen Haß durch Controverspredigten in ſteter Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntniſſe billiger denke, und ermahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, ſo verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Calviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fing die Beredſamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calviniſten, obgleich im Beſitze der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Anfang, Geſandte zu ſchicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und dieſen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner. [1]

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze

[1] Thuan. 526. 527. Burgund. 448 — 451. Strad. 173. Meteren 97. 98.

Heer der Reformirten, das ſie beſetzt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den Letzten gegen die Katholiken geſchehen.[1] Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Beſonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit ſeinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf geuſiſchen Schutz gegen alle Vorſtellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſey es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden konnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten, und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundsgenoſſen beſſer benutzt werden konnte, ſo lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zur Stürmung dieſer Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, bloß die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfinge, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, bevollmächtigte ſie den Grafen von Egmont, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide beſprechen ſich mit den Deputirten der Stadt, und unterlaſſen nichts, ſie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thoulouſe geſchlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen ſey; daß der Graf von Megen das geuſiſche

[1] Meteren 97.

Heer von der Stadt abgeschnitten, und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt seyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. Thoulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sey im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edict, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig seyn, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Hälsstarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schicksal nicht mit vermengt seyn wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Kniee, sich seine Fürsprache zu erwerben, aber Noircarmes

blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb ſie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieſes ſtrenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Geſandten hatte ihm ſchon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Urſache, wie das erſtere, zuzuſchreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreſte gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schickſals würde. Egmont war über den ſchlechten Erfolg ſeiner Geſandtſchaft ſo ſehr entrüſtet, daß er in der folgenden Nacht ſelbſt die Stadt umritt, ihre Feſtungswerke recognoscirte, und ſehr zufrieden heimkehrte, als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht länger haltbar ſey.[1]

Valenciennes ſtreckt ſich von einer ſanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben ſo feſten als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Fluſſe umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, ſtarke Mauern und Thürme beſchützt, ſcheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachläſſiger Weiſe mit dem übrigen Boden hatte gleich werden laſſen, und dieſe benutzte er. Er zieht alle zerſtreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeſchloſſen gehalten, zuſammen, und erobert in einer ſtürmiſchen Nacht die Bergiſche Vorſtadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Boſſu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Barlaimont; einer von ſeinen Oberſten nähert ſich mit möglichſter Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thor gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit ſehr wenigem Verluſt, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Nikolausthurm, auf welchen die Belagerten einiges Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche ſtürzen, und Viele finden unter ſeinen Trümmern ihren

[1] Thuan. 528. Strad. 178. Burgund. 466.

Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Unterganges gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung sechsunddreißig Stunden gedauert und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; sechsunddreißig der schlimmsten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformirter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitlichen Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Bischof von Arras muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung. [1]

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz Aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht

[1] Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strad. 178—180. Burgund. 462—468.

das ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Beſatzung empfing. Von da marſchirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die geuſiſche Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen, die Geſandten der Herzogin ſogleich in Freiheit geſetzt und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete ſeinem Erzbiſchofe, den die herrſchende Partei der Reformirten aus ſeinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Thore wieder; und er verdiente dieſen Triumph, weil er ſeinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenaarde unterwarfen ſich und empfingen Beſatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorſam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbaren Republicaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten.[1] Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung.[2]

[1] Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 21
[2] Burgund. 466. 473—475

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Gränzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines Jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinctionen entwichen. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu seyn, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam

gegen den König die willkürlichſten Gränzen zu ſetzen. Ohne dafür verantwortlich zu ſeyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienſte ſehr nachläſſig geworden, und übten im Vertrauen auf dieſe Strafloſigkeit eine ſchädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Dieſe Unzuverläſſigkeit ſo vieler wichtigen Menſchen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit ſtärkern Schutz rechneten, als ſie wirklich Urſache dazu hatten, weil ſie Jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieſer Wahn ſie unternehmender machte, ſo war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet geweſen wäre, und die ungewiſſen Vaſallen wurden dadurch beinahe eben ſo ſchädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man ſich einer gleichen Schärfe gegen ſie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogſtraten, von Hoorn und mit mehreren von dem höhern Adel. Die Statthalterin ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um ſo dringender, da ſie eine Armee ins Feld ſtellen mußte, und ſich gezwungen ſah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu dieſem Ende einen Eid aufſetzen, durch welchen man ſich anheiſchig machte, den römiſch-katholiſchen Glauben befördern, die Bilderſtürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach beſtem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband ſich dadurch, jeden Feind des Königs als ſeinen eigenen zu behandeln, und ſich gegen Jeden, ohne Unterſchied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu laſſen. Durch dieſen Eid hoffte ſie nicht ſowohl die Gemüther zu erforſchen, und noch weniger ſie zu binden; aber er ſollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die ſie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn ſie ſich weigerten, ihn zu ſchwören, und ſie zur Strafe zu ziehen, wenn ſie ihn brächen. Dieſer Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern

Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, Allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogstraten und Hoorn suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen und an einen Andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben. [1]

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineid. [2]

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieser Reinigung zu bedürfen schien, und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze, wie gegen einen Brederode

[1] Meteren 99. Strad. 180 sq. Grot. 24.
[2] Burgund. 421. 422.

oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Aemter, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Berathschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienst des Königs von Spanien zu treten, und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen, und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfniß im Stiche ließen? [1] Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantische Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen Bekenntniß hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen

[1] Wie wacker der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiele. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Communcasse zusammenzuschießen, bis eine Summe von eilftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Bd.

verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Classe der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gutmachen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine anderen, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verläugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Secretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem Königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten

Namen nach ſich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ ſie ihm durch ihren Geſandten ſagen, habe einen Schatten auf ſeine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verſtändniſſes mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den dieſe gewaltſame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, ſeinen Diener zu entlaſſen, nicht aber dem Diener, ſeinen Herrn aufzugeben. Der Geſchäftsträger der Regentin fand den Prinzen in ſeinem Palaſte zu Antwerpen ſchon ganz, wie es ſchien, dem öffentlichen Dienſte abgeſtorben und in Privatgeſchäfte vergraben. Er habe ſich geweigert, antwortete er ihm, in Hoogſtratens Beiſeyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er ſich nicht zu entſinnen wiſſe, daß je ein Antrag von dieſer Art an einen Statthalter vor ihm ergangen ſey; weil er ſich dem Könige ſchon einmal für immer verpflichtet habe, durch dieſen neuen Eid alſo ſtillſchweigend eingeſtehen würde, daß er den erſten gebrochen habe. Er habe ſich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu ſchützen, er aber nicht wiſſen könne, ob dieſer neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem erſten entgegenlaufen; weil in dieſem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterſchied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiſer, ſein Lehnsherr, ausgenommen ſey, den er doch, als ſein Vaſall, nicht bekriegen dürfe. Er habe ſich geweigert, ihn zu leiſten, weil ihm dieſer Eid auflegen könnte, ſeine Freunde und Verwandten, ſeine eigenen Söhne, ja ſeine Gemahlin ſelbſt, die eine Lutheranerin ſey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieſes Eides würde er ſich Allem unterziehen müſſen, was dem König einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm ſchaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Proteſtanten verfahren, habe ſchon längſt ſeine Empfindung empört. Dieſer Eid widerſtreite ſeinem Menſchengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schluſſe entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf ſchwieg er ſtille. [1]

Alle dieſe Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti

[1] Burgund. 456—458. Strad. 182. 183.

beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefordert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern um ihnen jenen erſten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen, und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigene Clauſul ausdrücklich davon freiſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühl widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde „nach den Niederlanden kommen," ſagte er, „und er kenne den „König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer „von ſeinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und „darum habe er beſchloſſen, ſich mit ſeiner ganzen Familie frei„willig zu verbannen, ehe er ſich dieſem Looſe aus Zwang unter„werfen müſſe. Doch," ſchloß er, „würde er ſich, wo er auch „ſeyn möge, ſtets als ein Unterthan des Königs betragen." Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte. [1]

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die ſeinige zu bewirken. Er brachte eine Zuſammenkunft mit dem Letztern in Vorſchlag (1567), wozu ſich der Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem Abſchiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange zurückzureißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft, die letzte, welche zwiſchen beiden Freunden

[1] Burgund. 456. 458. Strad. 182. 183.

gehalten wurde, ging in Villebroeck, einem Dorfe an der Rupel, zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich; mit dem geheimen Secretär Berti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausſchlag dieſer Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derſelben durch einen Spion zu erfahren, der ſich in dem Schornſteine des Zimmers verſteckt hielt, wo ſie vor ſich ging.[1] Alle drei beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit vereinigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, wenn du „auf dieſem Vorſatze beſtehſt," ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und „dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderſt," verſetzte jener. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem „Schickſale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit „Rath und That habe nahe ſeyn wollen in der Stunde der Noth; „du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hin„abziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem Volke wiederzuſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſey.

Aber alle noch ſo lichtvollen Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundſchaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückſelige Zuverſicht zu zerſtören, welche Egmonts guten Verſtand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübſinnigen verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Ueberfluſſes, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tauſendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu ſcheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn beſaß, und dies Alles, um einem Uebel zu entgehen, das ſein leichter Muth noch ſo weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war, — mit welchem Herzen

[1] Meteren.

hätte er eine von langem Glücksſtande verzärtelte Fürſtentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen ſeine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen ſollen, an welchen ſein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philoſophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien," ſagte Egmont, „die Dinge in dieſem trüben Lichte „zu ſehen, worin ſie deiner traurigen Klugheit erſcheinen. Wenn „ich es erſt dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten „abzuſtellen, die Bilderſtürmer zu züchtigen, die Rebellen zu „Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder „zu ſchenken — was kann der König mir anhaben? Der König „iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dank„barkeit erworben, und ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt „ſchuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbar„keit! Aber mir ſagt eine traurige Ahndung — und gebe der „Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du die Brücke ſeyn wer„deſt, Egmont, über welche die Spanier in das Land ſetzen, „und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind." Er zog ihn, nachdem er dieſes geſagt hatte, mit Innigkeit zu ſich, drückte ihn feurig und feſt in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — ſie ſahen einander nicht wieder. [1]

Gleich den folgenden Tag ſchrieb Oranien der Regentin den Abſchiedsbrief, worin er ſie ſeiner ewigen Achtung verſicherte, und ihr nochmals anlag, ſeinen jetzigen Schritt aufs beſte zu deuten; dann ging er mit ſeinen drei Brüdern und ſeiner ganzen Familie nach ſeiner Stadt Breda ab, wo er nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeſchäfte in Ordnung zu bringen. Sein älteſter Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantiſchen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich ſicher glaubte; eine Unvorſichtigkeit, die, wenn ſie wirklich nicht abſichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen iſt, das er in ſo viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter ſeines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten ſich die Häupter der Calviniſten noch einmal

[1] Thuan. 527. Strada 183. Meteren 95. Burgund. 470. 471. Meurs. 28.

mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — „Er habe ihnen ehemals den „Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt aber„mals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse „beitreten sollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland gewiß. „Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten „sie ihm sechsmalhunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr „wenn sie könnten." — „Das Erste," erwiderten sie, „streite mit „ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber „könne vielleicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen „wollte, wozu er solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit „dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstiget habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte Niemand, Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich ins Künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig," war seine Antwort, „es sey denn, daß er „sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg, im Nassauischen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren.

Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Secten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Calvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war (1567). [1]

[1] Meteren 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grotius 26.

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspänstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraten, seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich

gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrieen die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten. [1]

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen; oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glück der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Rathschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritt überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder

[1] Strada 184. Burgund. 472.

einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder herzustellen, die alten Edicte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt seyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu beurlauben, widerstunden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrieen sie, liederlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen werde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Calviniſten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniß wider die Calviniſten verflochten, und letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte,

ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit beweinen. [1]

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldenen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wüthend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Calviniſten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarten in die Hände fielen, und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden. [2]

[1] Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strada 187. 188. Meteren 99. 100. Burgund. 477. 478.

[2] Thuan. 529. Strada 178. Meteren 99. 100. Burgund. 482. 484.

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Würtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reclamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand, theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben. Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentin, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, ſie unter dem Scheine von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernſt geweſen ſey. Billig, ſagten ſie, ſollte das Augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſeyn; aber äußerſt unnatürlich und unerlaubt ſey es, die Anhänger deſſelben durch ſo grauſame Edicte zu verfolgen. Man erſuche alſo die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit ſolcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieſer Art, antwortete dieſe durch den Mund ihres deutſchen Miniſters, des Grafen von Staremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutſchen Fürſten an den niederländiſchen Flüchtlingen genommen, ſey es klar, daß ſie den Briefen Sr. Majeſtät, worin der Aufſchluß über ſein Verfahren enthalten ſey, weit weniger Glauben ſchenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in ſo vielen zerſtörten Kirchen geſtiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlaſſen, das Beſte ſeiner Völker zu beſorgen, und der unrühmlichen Mühe entſagen, den Geiſt der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Geſandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der ſächſiſche Miniſter that der Regentin ingeheim die Erklärung, daß ſich ſein Herr dieſem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem öſterreichiſchen Hauſe aufrichtig zugethan ſey.[1] Die deutſchen Geſandten hatten Antwerpen noch nicht verlaſſen, als eine

[1] Strada 188. Burgund. 487—489.

Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stich gelassen, und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deßwegen einen ihrer geheimen Secretäre, Jakob de la Torre, an den Rath von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; Letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederode's Gefolge in seinem Zimmer überfallen, und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfalle hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem daß sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiele Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um

ſeiner los zu werden, eilte man, ihm dieſes Geld zu ſchaffen, und einige Bankiers ſtreckten es auf Bürgſchaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derſelben Nacht Amſterdam, und wurde von einem mit Geſchütz verſehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schickſal behandelte ihn gelinder, als den größern Theil derer, die er in ſein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er ſtarb das Jahr nachher, 1568, auf einem ſeiner Schlöſſer in Deutſchland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt ſoll gefallen ſeyn, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Ein ſchöneres Loos fiel ſeiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürſt von der Pfalz, zu ſeiner Gemahlin machte. Die Sache der Proteſtanten verlor durch Brederode's Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, ſtarb nicht mit ihm, ſo wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1]

Das kleine Heer, das er durch ſeine ſchimpfliche Flucht ſich ſelbſt überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entſchloſſene Anführer. Es war entlaſſen, ſobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber ſein guter Muth und der Hunger hielten es noch eine Zeitlang beiſammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amſterdam, in Hoffnung, dieſe Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entſatz herbeieilte, nöthigte ſie, dieſem Anſchlage zu entſagen. Sie begnügten ſich damit, die umliegenden Klöſter zu plündern, wobei beſonders die Abtei zu Egmont ſehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo ſie ſich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen ſicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte ſie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu ſuchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebſt einigen frieſiſchen Edelleuten, Beima und Galama, warfen ſich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klöſtern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzuſetzen, fielen aber durch die Treuloſigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergiſchen Hauptmanne in die Hände, der Alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen

[1] Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104.

Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelsten Geblüte, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nord-Holland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noircarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberrest der geusischen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunschweig bei Viane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Rennesse, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe.[1] Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beispiele gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Thoulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den

[1] Meteren 100. 101. Thuan. 530. Burgund. 490—492. Strad. 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 105.

Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinn der Bilderstürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edicte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er Vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen

Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heeres brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborener und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Süderſee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen.[1] Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Gränze stände; ja sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, diesem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleider-

[1] Allg. G. d. v. N. 105.

tracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu ſchwer war, ihrem Vaterlande ganz abzuſterben, und ſelbſt von der Hoffnung einer Wiederkehr zu ſcheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksſtandes mit ſich; bei weitem der größte Theil bettelte ſich dahin, und ſchenkte ſeinem neuen Vaterlande nichts, als ſeinen Kunſtfleiß, nützliche Hände und rechtſchaffene Bürger.[1]

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botſchaft zu hinterbringen, mit der ſie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen ſey, allen niederländiſchen Provinzen die Ruhe wieder zu ſchenken, und daß ſie ſich ſtark genug glaube, ſie darin zu erhalten. Die Secten ſeyen ausgerottet, und der römiſch-katholiſche Gottesdienſt prange in ſeinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten ſie noch im Gefängniß; die Städte ſeyen ihr durch hinlängliche Beſatzung verſichert. Jetzt alſo bedürfe es keiner ſpaniſchen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts ſey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerſtören, welche zu gründen ihr ſo viel Kunſt gekoſtet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erſchweren, deren beide ſo bedürftig ſeyen, und, indem ſie den Bürger in neue Unkoſten ſtürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zur Herbeiſchaffung derſelben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des ſpaniſchen Heers habe das Land von vielen tauſend nützlichen Bürgern entblößt; ſeine wirkliche Erſcheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen ſey, ſo könnte man zu dieſem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieſer Vorausſetzung aber würde es keinen ſehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, würde dieſes gewaltſame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs neue erbittern, die Proteſtanten aufs Aeußerſte treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in ſeinem Namen Zuſage gethan, daß ſie von dem fremden Kriegsheere befreit ſeyn ſollte,

[1] Meteren 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 54. Grot. 26.

und dieſer Bedingung vorzüglich danke ſie jetzt den Frieden; ſie ſtehe ihm alſo nicht für ſeine Dauer, wenn er ſie Lügen ſtrafe. Ihn ſelbſt, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als ſtrafender König kommen. Er möchte kommen, ſich der Ruhe zu freuen, die ſie dem Lande geſchenkt, aber nicht, ſie aufs neue zu ſtören. [1]

[1] Strada 197.

Alba's Rüſtung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conſeil zu Madrid war es anders beſchloſſen. Der Miniſter Granvella, welcher auch abweſend durch ſeine Anhänger im ſpaniſchen Miniſterium herrſchte, der Cardinal Großinquiſitor, Spinoſa, und der Herzog von Alba, jeder von ſeinem Haß, ſeinem Verfolgungsgeiſte oder ſeinem Privatvortheil geleitet, hatten die gelindern Rathſchläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überſtimmt.[1] Der Tumult ſey für jetzt zwar geſtillt, behaupteten ſie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken geſetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man dieſe Ruhe, um die es bald wieder geſchehen ſeyn würde, wenn man ſie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländiſchen Volks dem König eine ſo ſchöne und erwünſchte Gelegenheit darboten, ſeine deſpotiſchen Abſichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, ſo war dieſe ruhige Beilegung, woraus die Regentin ſich ein Verdienſt machte, von ſeinem eigentlichen Zweck ſehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem geſetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die ſeinem herrſchſüchtigen Geiſte ſchon längſt ein Anſtoß geweſen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Perſon beſuchen würde, mit der undurchdringlichſten Verſtellung unterhalten, ſo entfernt er vielleicht immer davon geweſen war. Reiſen überhaupt ſchienen ſich mit dem maſchinenmäßigen Tact ſeines geordneten Lebens, mit der Beſchränkung

[1] Strad. 193. sq.

und dem stillen Gange seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomes, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs Aeußerste zu treiben, hatte er die weitläufigsten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und Alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Officiere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sey. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufsetzen, und ihre Entfernungen

von einander aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzoge die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sey. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten, und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich seyn möchte, obgleich Manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben. [1]

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders

[1] Strada 193 200. Meteren 103.

steuerte dem Könige zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italiänischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische Recrüten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten sowohl, als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu bestreiten. [1]

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt seyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen. [2]

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündter in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karl dem Neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der

[1] Meteren 104. Burgund. 412. Strada 106.
[2] Strada 198. 199.

Schweizer, der Genfer und ſeiner eigenen proteſtantiſchen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes ſeyn, die Auswahl der ſpaniſchen Truppen in den engen Päſſen des Alpengebirges aufzureiben, wobei ſie ihn mit einer Armee von fünfzigtauſend Hugenotten zu unterſtützen verſprachen. Dieſes Anerbieten aber, deſſen gefährliche Abſicht nicht zu verkennen war, wurde von Karl dem Neunten unter einem anſtändigen Vorwande abgelehnt, und er ſelbſt nahm es über ſich, für die Sicherheit ſeines Reichs bei dieſem Durchmarſche zu ſorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die franzöſiſchen Gränzen zu decken; daſſelbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubündten, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhafteſten Gegenwehr zu empfangen.[1]

Am 5ten Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeſchafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn beſtimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach ſeiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er ſich wieder hergeſtellt ſah, hielt er bei der Stadt Aſti in Montferrat eine Heerſchau über alle ſeine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntauſend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte ſich auf einem ſo langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Troß beſchweren, der nur ſeinen Marſch verzögerte, und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; dieſe zehntauſend Veteranen ſollten gleichſam nur der feſte Kern einer größeren Armee ſeyn, die er nach Maßgabe der Umſtände und der Zeit in den Niederlanden ſelbſt leicht würde zuſammenziehen können.

Aber ſo klein dieſes Heer war, ſo auserleſen war es. Es beſtand aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; mordluſtige, undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedoniſche Phalanx wieder auferſtanden, raſch und gelenkig durch eine lang geübte Kunſt, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres

[1] Strada 196. Burgund. 497.

Führers stolz, und fürchterlich durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen.[1] Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenienfischen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammengehalten worden, desto wüthender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntausend Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen dreitausend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodoño die mailändische, zweitausend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel

[1] Der bacchantische Aufzug dieses Heeres contrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernste und der volkgeschützten Heiligkeit seines Zwecks. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie nothgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigene Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und sonderten sich mit strenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshaberinnen, Hauptmannsinnen, reiche und arme Soldatenweiber, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. Meteren 104.

Fahnen und eintauſend ſechshundert Mann kommandirte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten,[1] und Gonſalo von Braccamonte die ſardiniſche, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Recruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem funfzehn ſpaniſche Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde ſtark, beſtand aus drei italieniſchen, zwei albaniſchen und ſieben ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geſchützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto, aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte Theil unter Karl dem Fünften in Deutſchland, Italien und vor Tunis gefochten; Chriſtoph Mondragone, einer der zehn ſpaniſchen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwiſchen den Zähnen, über die Elbe geſchwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengeſetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiſer nachher eine Schiffbrücke ſchlug; Sancho von Avila, den Alba ſelbſt zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Baſta und Graf Martinengo — alle von edelm Feuer begeiſtert, unter einem ſo trefflichen Führer ihre kriegeriſche Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch dieſen glorreichen Feldzug zu krönen.[2]

Nach geſchehener Muſterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, deſſelben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal ſoll gegangen ſeyn. Der Herzog

[1] Derſelbe, unter deſſen Befehlen eines von den ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

[2] Strada 200. 201. Burgund. 393. Meteren 104.

selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodoño an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra, nebst dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Gränze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die allirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Gränze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Iser setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt:[1] und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden.

[1] Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingange von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Gränze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strada 202.

Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.[1]

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage tastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noircarmes und Barlaimont im spanischen Lager, dem Herzoge zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Ketzer," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward.[2]

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. Dreitausend sechshundert Mann wurden unter Lodrona's Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man

[1] Burgund. 496. 497. Strada l. c.
[2] Meteren 108. Meurs. 37. Strada 202. Watson. Tom. II. p. 9.

nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete. [1]

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzuge mit einer Bangigkeit wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort. [2] Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter seyn, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süßigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschern Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite

[1] Strada 203.
[2] Strada l. c.

gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geiste, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte. [1]

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuthe weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Commission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden

[1] Meteren 104. Burgund. 470. Strada 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

lautete. Zufolge dieser neuen Commission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläuftig seyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathsversammlungen und Ständen eine Copie jener ersten Instruction vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte.

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Thüre; der Adel hielt sich bang und bebend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem

[1] Strada de Bello Belgico. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert, und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erstes mußte seyn, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faction für ein und allemal ihre Häupter und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viel Nachahmer zu finden. Das Kullemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesichte, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Muthe in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte und eine einzige

Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraten, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deßwegen, unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdachte war, die Calvinisten begünstigt zu haben; ein anderer den geheimen Secretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte, und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn als einen ehemaligen Theilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Berathschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Berathschlagung mit zugegen seyn, und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrona's Anschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern Do[illegible]ands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho

von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstande von der Seite. „Dieser „Stahl," sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück „vertheidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Officier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahndung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. Hoorns erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten „lassen!" rief er aus, „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit „ihm theile." Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Haus unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war: ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie Jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; Alle frohlockten, daß Oranien entronnen sey. Auch soll die erste Frage des Cardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen seyn, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts," sagte er, „weil man den „Schweigenden entwischen ließ." Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheits halber war genöthigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben.[1]

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem [redacted]

[1] Meteren 108. Strada 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. Allgem. G. d. v. R. III. Bd. 112.

von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alphons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hätten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtausend Einwohner den Wanderstab, außer den hunderttausend, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war; [1] aber Viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ, und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten. [2]

[1] Ein großer Theil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verstärken, die von dem Durchzuge der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen, und Karl den Neunten jetzt aufs äußerste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sey, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechtswegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier gerathen sey. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem ansehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich stoßen, und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches Letztere man sich aber verbat. Strada 206. Thuan. 541.

[2] Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 108. Allgem. G. d. v. N. 113.

Alba's erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Alba's erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen.[1] Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen, Alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedicte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; Alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude

[1] Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren 105.

darüber an den Tag gelegt; Alle, die einen unkatholiſchen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calviniſchen Begräbniſſen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zuſammenkünften gewußt und ſie verſchwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle endlich, die ſich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen — Alle, ohne Unterſchied, ſeyen in die Strafe verfallen, die das Geſetz auf Majeſtätsverletzung und Hochverrath lege, und dieſe Strafe ſolle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rückſicht auf Rang, Geſchlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beiſpiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorſchrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden.[1] Nach dieſer Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein ſchreckliches Ausleſen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren ſein, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zum Geſchenk.

Durch dieſen eben ſo fein ausgeſonnenen, als abſcheulichen Kunſtgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um, wo möglich, der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entwiſchen, und die Todeswahl ja nicht auf ſich zu lenken; ſo ſtand Jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleichkam. Da dieſes Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte, ſo hatte er ſich alſo natürlicherweiſe der größeren durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert, und für Einen, den er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn Andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitze ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt getreu blieb, und verſcherzte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn

[1] Meteren 107.

Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, drückte.[1]

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſeyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Criminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit ſich brachten, daß kein Bürger außerhalb ſeiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligſten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländiſchen Freiheit, ſeinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präſident dieſes Gerichtshofs war er ſelbſt, und nach ihm ein gewiſſer Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den ſein eigenes Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, wo er an einem ſeiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein ſchamloſer, verhärteter Böſewicht, in deſſen Gemüth ſich Geiz, Wolluſt und Blutbegier um die Oberherrſchaft ſtritten, über deſſen Nichtswürdigkeit endlich die Geſchichtſchreiber beider Parteien mit einander einſtimmig ſind.[2] Die vornehmſten Beiſitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erſchienen ſind; Hadrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jacob Mertens und Peter Aſſet, Präſidenten von Artois und Flandern; Jacob Heſſelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doctor der Theologie, und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorſtellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheile an dieſem Gerichte verſchont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen

[1] Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

[2] Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren 105.

der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beschließend, welches Letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden und seinem Lieblinge Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehülfen seyn mußten, bis auf den spanischen Doctor del Rio und den Secretär de la Torre, aus den Versammlungen wegblieben.[1] Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nahe es dabei war, daß sie selbst die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Contracte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten.[2]

Von dem Rath der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Processe, keine Appellation statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so daß beinahe alle andern Justizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehen des Staatsraths fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen

[1] Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren 105.

[2] Meteren 106. Zu einem Beispiele, mit welchem fühllosen Leichtsinne die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrathe behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe Hesselts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem Hesselts ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Nichte des Präsidenten Viglius, in den Ehepacten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXXII. Briefe. A. G. d. §. N. 114.

eingingen. Selten geſchah es, daß ſich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeſchäfte beſprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, ſo war es in ſeinem Cabinete, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch ſo ſorgfältig beſiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anſchlag.[1] Alle Urkunden und Contracte mußten ihm vorgelegt werden, und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beiſpielloſe Deſpotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtärken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden ſie auch ſeyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bei ihm und ohne ſeine Bewilligung keine Heirath zu ſchließen.[2]

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer verworfenes Geſindel. Wer nicht erſchien, wie auch faſt Niemand that, war des Landes verwieſen, und alle ſeine Güter dem Fiscus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer ſich ſtellte, oder den man ſonſt habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichſten waren dem Donnerſtrahle immer die Nächſten. Geringere Bürger, die nichts beſaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überraſcht und verhaftet. Manche angeſehene Kaufleute, die über ein Vermögen von ſechzig bis hunderttauſend Gulden zu gebieten gehabt hatten, ſah man hier wie gemeines Geſindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an

[1] In einem ſchlechten Lateiu richtete Vargas die niederländiſche Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er Einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

[2] Meteren 106. 107. Thuan. 540.

einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünf und fünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängniße, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltener schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiscus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehülfen viel mehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu seyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Confiscationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentlichen Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten. [1] Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

[1] Meteren 109.

Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volke hatten ſich auf dieſe letzte Inſtanz vertröſtet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu dieſem Zweck hatte ausrüſten laſſen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den erſten Wink entgegenzuſegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern reſidiren ſollte, hatte ſich die Stadt Brüſſel zu einer ſpaniſchen Beſatzung verſtanden. Aber auch dieſe Hoffnung erloſch allmählig ganz, da der König dieſe Reiſe von einem Vierteljahr aufs andere hinausſchob, und der neue Regent ſehr bald anfing eine Vollmacht ſehen zu laſſen, die weniger einen Vorläufer der Majeſtät, als einen ſouveränen Miniſter ankündigte, der ſie ganz überflüſſig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Perſon der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen ſcheiden.[1]

Schon ſeit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrſchaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entſchluß gefaßt, auch dem Namen derſelben zu entſagen. Einen lachenden Erben im Beſitze einer Hoheit zu ſehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniſſe geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Aufmerkſamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchſten Gewalt ſind, zuwandern zu ſehen, und verloren zu fühlen, was ſie beſeſſen zu haben nie vergeſſen konnte, war mehr, als eine Frauenſeele zu verſchmerzen im Stande iſt; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen ſchonenden Gebrauch ſeiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung ſelbſt, die durch dieſe doppelte Herrſchaft in Gefahr gerieth, ſchien ihr dieſen Schritt aufzulegen. Viele Provinzſtatthalter weigerten ſich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der ſchnelle Umtauſch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht ſo gelaſſen, ſo unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterſte empfand. Selbſt [illegible] nigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, ſtand[illegible]

[1] Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen.[1] Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen Beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuikemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzog beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delicatesse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernste zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißigtausend Thalern begleitete diese Bewilligung, und zwanzigtausend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen.[2] Zugleich folgte ein Präsent für den Herzog

[1] Vigl. Hopper. XXXI. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

[2] Der [illegible] aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu seyn, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und befindet sich in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, [illegible] nur im Elende, so schlecht unterstützt von [illegible] ohne (dem dürftigen [illegible] ruineux der Niederlande), daß ihr Gemahl [illegible] selbst ihren dasigen [illegible] ihr Exilium nenne. Aber, heißt es [illegible] sie auch von [illegible] Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch [illegible] dem Rücken ein Schnippchen schlug?

von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberſtatthalter der ſämmtlichen Niederlande mit unumſchränkter Vollmacht erklärte.[1]

Gar gerne hätte Margaretha geſehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterſchaft vor einer ſolennen Ständeverſammlung niederzulegen; ein Wunſch, den ſie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu ſehen. Ueberhaupt mochte ſie das Feierliche lieben, und das Beiſpiel des Kaiſers, ihres Vaters, der in eben dieſer Stadt das außerordentliche Schauſpiel ſeiner Kronabdankung gegeben, ſchien unendlich viel Anlockendes für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchieden ſeyn mußte, ſo war ihr wenigſtens der Wunſch nicht zu verargen, dieſen Schritt mit möglichſtem Glanze zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie ſehr der allgemeine Haß gegen den Herzog ſie ſelbſt in Vortheil geſetzt hatte, ſo ſah ſie einem ſo ſchmeichelhaften, ſo rührenden Auftritte entgegen. So gern hätte ſie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrſcherin fließen ſehen, ſo gern auch die ihrigen dazu geweint, und ſanfter wäre ſie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne geſtiegen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück ſie noch umlächelte, und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünſche begränzte, ſo viel Werth hatte es jetzt für ſie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlſchlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Erſatz geben konnte; und gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſey. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zuſammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille ſeiner Schweſter zu befriedigen, ſo mußte ſie ſich mit einem ſchriftlichen Abſchiede von den Ständen begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die ſie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein gründigtes Werk verlaſſe, und ihrem Nachfolger nichts, als die Befeſtigung

[1] Strada 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 829. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Briefe.

der Verbrecher zu übermachen habe. Daſſelbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde geſpart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweiſe erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienſt legte ſie als etwas Entſchiedenes, aber zugleich als eine Laſt, die ihre Beſcheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder. [1]

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieſes gefällige Urtheil ohne Einſchränkung zu unterſchreiben; ſelbſt wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenoſſen, wenn das Zeugniß der Niederlande ſelbſt dafür ſpräche, ſo würde einem Dritten das Recht nicht benommen ſeyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks iſt nur allzu ſehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuſchreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels das überſtandene zu loben. Die ganze Verabſcheuungskraft der Niederländer ſchien ſich an dem ſpaniſchen Namen erſchöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß dem König und ſeinen Miniſtern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollſtändig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienſt ſeiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Rechte des niederländiſchen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtoßen; aber im Kampfe mit dieſen zwei widerſprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenſcheinlich zu viel geſchadet, um dem Könige ſo wenig zu nützen. Wahr iſt's, ſie unterdrückte endlich den proteſtantiſchen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderſtürmerei that ihr dabei größere Dienſte, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte ſie zwar den Bund des Adels, aber erſt nachdem durch ſeine innere Zwietracht der tödtliche Streich ſchon an ſeiner Wurzel geſchehen war. Woran ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt fruchtlos erſchöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land;

[1] Meurs. Guil. Auriac. 40. Strada 207. 208.

aber nicht zu läugnen iſt es, daß die Furcht vor ſeiner Ankunft das Beſte dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte ſie das Conſeil in Spanien irre, weil ſie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geiſt und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil ſie erbitterte, ohne genugſam zu ſchrecken; ſie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil ſie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte ſeiner Verordnungen, als der Unzuverläſſigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollſtreckung derſelben anvertraut hatte, beizumeſſen ſeyen. Margaretha beſaß Geſchicklichkeit und Geiſt, eine gelernte Staatskunſt auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der ſchöpferiſche Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinſte Staatskunſt Redlichkeit war, hatte ſie den unglücklichen Einfall, ihre hinterliſtige italiäniſche Politik zu üben, und ſäete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr ſo freigebig zum Verdienſte anrechnet, hatte der herzhafte Widerſtand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat ſie ſich aus ſelbſtgenommenem Entſchluſſe über den Buchſtaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbariſchen Sinn ihres Auftrags aus eigener ſchöner Menſchlichkeit mißverſtanden. Selbſt die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth ſie zwang, gab ſie mit unſicherer zurückgezogener Hand, als hätte ſie gefürchtet, zu viel zu geben, und ſie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil ſie mit filziger Genauigkeit daran ſtümmelte. Was ſie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war ſie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es ſtand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung die Wohlthäterin des niederländiſchen Volks zu werden, und ſie iſt es nicht geworden. Ihr höchſtes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchſtes Unglück ſeine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geiſtes bleibt ſie ein gemeines Geſchöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte ſie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grauſamkeit ihre Regierung; ja, hätte

es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Gränze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutze des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Beilagen.

Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſoren und Procuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es keinem ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſehen. Graf Egmont bediente ſich eines Herrn von Landas und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Ihr erſter Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, das über ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem Könige ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden könnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen ſollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie verfahren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den befriedigendſten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Rechtfertigung ſind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde ſie auf eine ſolche Vertheidigung freigeſprochen haben. Der Fiscal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Decrete an ſie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich ſetzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und aller Vertheidigung verluſtig erklärt.

Während daß dieſer Proceß betrieben wurde, verhielten ſich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig, Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte ſich mit Bittſchriften an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandtſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes geſetzwidrige

Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch beſondern Anſpruch machte, die niederländiſche Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen, und von beiden verſpottet wurden. Die Gräfin von Hoorn ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien Certificate zuſammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweiſen. Alba wies ſie zurück, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, „deren man die Grafen beſchuldige, ſeyen in Angelegenheiten „der niederländiſchen Provinzen begangen, und er, der Herzog, „von dem Könige über alle niederländiſchen Angelegenheiten zum „alleinigen Richter geſetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiscal zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anſtatt Zeit und Mühe durch Herbeiſchaffung ihrer Zeugniſſe, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſeyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußerſten Termins, am 1ſten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4ten dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſale, welches beide Grafen erwartete. Johann Caſembrot von Beckerzeel, Secretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer

im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem geuſiſchen Aufſtande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schickſal zweier ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bei ihm ſowohl, als bei dem Könige in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfin von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen,“ welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade zu ſpät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Sentenz nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im Brodhause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Secretär Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiscus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Secretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischofe von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich „Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behand„lung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich „diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden

„tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum „Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube ich für meine „vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich „mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König ſo „gefällt.“ — Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sacrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beſte und rührendſte ſeyn würde, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſey, als das, welches Chriſtus, der Herr, ſelbſt gelehrt habe, das Vater Unſer, ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere alſo lautete:

Sire!

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majeſtät gefallen hat über mich ausſprechen zu laſſen. So weit ich auch immer davon entfernt geweſen bin, gegen die Perſon oder den Dienſt Ew. Majeſtät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholiſche Religion etwas zu unternehmen, ſo unterwerfe ich mich dennoch dem Schickſale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelaſſen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerſtreiten ſcheint, ſo iſt es gewiß aus der beſten Meinung geſchehen, und mir durch den Zwang der Umſtände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majeſtät, es mir zu vergeben, und in Rückſicht auf meine vergangenen Dienſte mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienſtleuten Erbarmen zu tragen. In dieſer feſten Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüſſel, den 5. Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majeſtät

treuſter Vaſall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Dieſen Brief empfahl er dem Biſchof aufs dringendſte; um ſicherer zu gehen, ſchickte er noch eine eigenhändige Copie deſſelben an den Staatsrath Viglius, den billigſten Mann im Senate, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiscus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwei Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtigt wurden, Alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüſſig war. Zwiſchen zehn und eilf Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen; ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat ſich dieſes, und erklärte, daß er willig und bereit ſey, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldenen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuße des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte anfangs Luſt bezeigt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geſchähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur ins Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtande auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt ſey, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichen Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben würde.

Wie der entſcheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen ſollte, wie er harrend herumſah und noch immer nichts erfolgte, ſo wandte er ſich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen ſey? Julian Romero zog die Schultern, ſah zur Erde und ſchwieg.

Da biß er die Zähne zuſammen, warf ſeinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kiſſen und ſchickte ſich zum letzten Gebet an. Der Biſchof ließ ihn das Crucifix küſſen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlaſſen. Er zog alsdann eine ſeidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde ſogleich ein ſchwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüſſel, das ſich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichſte Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenſter zuſah, wiſchte ſich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieſer, von einer heftigern Gemüthsart als ſein Freund, und durch mehr Gründe zum Haſſe gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelaſſenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war. Er hatte ſich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Biſchof dahin vermocht, von ſeinen letzten Augenblicken einen beſſern Gebrauch zu machen, als ſie in Verwünſchungen gegen ſeine Feinde zu verlieren. Endlich ſammelte er ſich doch, und legte dem Biſchof ſeine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie ſein Freund, beſtieg er das Gerüſte. Im Vorübergehen grüßte er Viele aus ſeiner Bekanntſchaft; er war ungebunden, wie Egmont, in ſchwarzem Wamms und Mantel, eine mailändiſche Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freundes ſey. Da man ihm dies bejaht hatte, ſagte er einige Worte ſpaniſch, warf ſeinen Mantel von ſich und kniete auf das Kiſſen. — Alles ſchrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.[1]

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von Beidem liefert uns die berühmte Blocade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der

[1] Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, St. 4 und 5 gedruckt.

Gentiſche Bund wieder aufgelöst, der die ſämmtlichen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Niederlande in einen gemeinſchaftlichen und, wenn er hätte Beſtand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anſtatt dieſer unſichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine deſto engere Union zu Utrecht getreten, von der ſich eine längere Dauer erwarten ließ, da ſie durch ein gleiches Staats- und Religions-Intereſſe geknüpft und zuſammengehalten wurde. Was die neue Republik durch dieſe Trennung von den katholiſchen Provinzen an Umfang verloren, das hatte ſie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für ſie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der walloniſchen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahre 1584 unter die Herrſchaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte ſie noch immer nicht feſten Fuß faſſen können. Selbſt ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerſtand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Obercommando der Armee mit eben ſo viel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den ſpaniſchen Namen aufs Neue in Anſehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organiſation des Landes, welche den Zuſammenhang der Städte unter einander und mit der See durch ſo viele Flüſſe und Canäle begünſtigt, erſchwerte jede Eroberung, und der Beſitz eines Platzes konnte nur durch den Beſitz eines andern errungen werden. So lange dieſe Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten ſchützen, und zu Waſſer ſowohl als zu Lande mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigſte, ſowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Dieſe große und menſchenreiche Stadt, die in dieſem Zeitraume über achtzig-

tausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Canal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern. [1]

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben

[1] Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

umſchloſſen, von der flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchließen, ſchien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beiſammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Ueberfluß zuführte, ſo öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angränzenden Seeland. Denn da ſich die Flut der Nordſee bis weit hinein in die Schelde erſtreckt, und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verſchiedenen Zeiten in zwei entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüſſel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwei verſchiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde ſperren und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtricten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Feſtungen hatte zurücklaſſen müſſen, bis auf zehntauſend Mann Fußvolk und ſiebzehnhundert Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Nothwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man Alles von den feindlichen Feſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes ſeyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine ſo ſehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abſchneidung der Zufuhr in Mangel zu verſetzen. [1]

[1] Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

Alle dieſe Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma ſein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in ſich ſelbſt und in die erprobte Fähigkeit eines ſolchen Heerführers ſetzte, ſo machten doch die erfahrenſten Generale kein Geheimniß daraus, wie ſehr ſie an einem glücklichen Ausſchlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegſetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Ueberſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaßt. Jener genialiſche Inſtinct, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegenſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht Ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichſten Officiere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl ſeiner Truppen entgegenſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militäriſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſey. Er kannte zwar den Mißmuth ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte.[1]

[1] Strada loc. cit. 553.

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt; beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte. [1]

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. [2]

[1] Strada. Dec. II. Lib. VI.

[2] Meteren. Niederl. Historien XII. Buch. 467 folg.

Unterdeſſen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen ſelbſt gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit ſeinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er ſelbſt nahm ſeine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verſchanztes Lager bezog. Das flandriſche Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantiſche dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer ſpaniſcher Anführer, Mondragon, ſtieß. Die beiden letztern paſſirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpiſche Admiralſchiff, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Poſten. Einzelne detaſchirte Corps vertheilten ſich längs der ganzen brabantiſchen Seite, um theils die Dämme zu beſetzen, theils die Päſſe zu Lande zu verſperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei ſtarke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Inſel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantiſchen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon ſelbſt ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müſſen, als dieſer noch in Antwerpen den Meiſter ſpielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff deſſelben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Beſitz dieſer beiden Forts ſchien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen ſegeln, unter den Kanonen derſelben vorbeiziehen müſſen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befeſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte dieſe Feſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlaſſen, theils durch Ueberfall weggenommen, ſo daß in kurzem das ganze flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das

Fort zu Lillo auf dem brabantiſchen Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu befeſtigen, und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleußen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluſte von faſt zweitauſend Todten von dem Platze. Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bei Stabroek, und begnügten ſich, von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden, und der eindringenden Oſter-Schelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen.[1]

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, ſo beſchloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in dieſen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt deſſelben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verſtärkt wird, ſchienen jeden Verſuch dieſer Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwiſchen der antwerpiſchen und ſeeländiſchen Flotte, denen es ein Leichtes ſeyn mußte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Elemente, eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er ſowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmeſſen laſſen, und mit zweien ſeiner geſchickteſten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat, und ſich etwas zur Rechten krümmt,

[1] Meteren. Niederl. Hiſtorien. XII. Buch. 477. 478. Strada loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.[1]

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleußen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das

[1] Strada. Dec. II. Lib. VI. 557.

Bombardement fortgeſetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben ſein Waſſer erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als ſie das Waſſer ihres Grabens, dieſe einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verſchwinden ſahen. Sie eilten, ſich zu ergeben, und empfingen im Auguſt 1584 ſpaniſche Beſatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als eilf Tagen war dieſe Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheil der Sachverſtändigen eben ſo viele Wochen erforderlich geſchienen.[1]

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeſchnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer ſtärker und ſtärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entſatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und ſah den Hunger nebſt ſeinem ganzen Gefolge mit ſchrecklichen Schritten ſich nähern. Sie ſchickte daher Abgeordnete in das ſpaniſche Lager zu Bevern, um ſich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei ſey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen beſänftigen könne. Ja, man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem Fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Troſtlos reisten die Abgeordneten zurück, aber ſchon am dritten Tage erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich, auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttauſend Gulden erlegen, die verjagten Papiſten zurückrufen und ihre proteſtantiſchen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Friſt von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf ſechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garniſon, die aus zweitauſend Mann beſtand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieſer Vergleich kam im September

[1] Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

deſſelben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitauſend Mann ſpaniſcher Truppen zur Beſatzung ein.[1]

Mehr durch die Furcht ſeines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch ſeine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma dieſe Stadt bezwungen, die größte und feſteſte in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, ſiebenunddreißigtauſend Häuſer zählt und aus zwanzig Inſeln beſteht, die durch achtundneunzig ſteinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche dieſe Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrſchern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geiſt der Unabhängigkeit, der nicht ſelten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der öſterreichiſch-ſpaniſchen Regierung in einen ſehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieſer muthige Freiheitsſinn verſchaffte auch der Reformation ein ſchnelles und ausgebreitetes Glück in dieſer Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene ſtürmiſchen Auftritte herbei, durch welche ſich dieſelbe im Laufe des niederländiſchen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldſummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geſchütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebſt der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matroſen, wodurch er in ſeiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.[2]

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vildorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuſer unweit dem Flecken Willebrock von ihnen beſetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüſſel und Mecheln abgeſchnitten wurde. Der Verluſt aller dieſer Plätze, der in ſo kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurſes aus Brabant und Flandern, und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beiſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte.[3]

[1] Meteren XII. Buch. 479. 480. Strada loc. cit. 562. 63. A. G. d. v. N. XXI. Buch. 470.

[2] Meteren. Am angeführten Orte.

[3] Allgem. G. d. v. N. 470. Meteren 470. Thuan. II. 329.

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauern Antwerpens ſich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zur Erhaltung dieſer Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſter-Schelde, ſobald es noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den ſeeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit ſammt dem Weideland in Beſitz genommen hatte. [1]

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, St. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denſelben in großem Anſehen ſtand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Feſtungswerke an beiden Ufern der Schelde in beſſern Stand geſetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchſtochen, und die Waſſer der Weſter-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angränzenden Markgrafſchaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenkohe Truppen geworben, und ein

[1] Allgem. G. d. v. N. III. 469. Grotius 88.

Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subſidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hülfleiſtung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms feſten Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantiſchen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landſeite ſperrte, ſo ſtiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernſtliche Beſorgniſſe wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtauſend Seelen, und nach den angeſtellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derſelben jährlich dreimalhunderttauſend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen ſolchen Vorrath aufzuſchütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geſchützes wußten ſich die ſeeländiſchen Proviantſchiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam alſo bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern dieſe Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfennig zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem Jeden befehlen ſolle, ſich für ſich ſelbſt auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobei ſie ſehr gut für ſich, aber ſehr ſchlecht für die ärmeren Einwohner ſorgten, die ſich nicht einmal auf ſo viele Monate vorſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, dieſe Letztern entweder ganz aus der

Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpectirt werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkauf nicht zu beeilen. [1]

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Speculation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edict ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. [2]

Dieſe Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und alſo den äußerſten Fall im Ernſte gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen chimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweitauſend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechzig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es,

[1] Allgem. Geſch. d. v. N. III. 472.
[2] Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Flut ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauern halten, an das ſchwache Gebälke treiben und es wie Glas zerſplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er dieſe nehmen und auf welchem Wege ſie in ſeine Verſchanzungen bringen? Nothwendig müßten ſie Antwerpen vorbeipaſſiren, wo eine Flotte bereit ſtehe, ſie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“ [1]

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit ſeiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma ſie vollendet. Sobald die Baſteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geſchütz decken konnten, ſo wurde von beiden entgegenſtehenden Ufern aus ein Gerüſte in den Strom hineingebaut, wozu man die Maſte von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunſtreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine ſolche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltſamen Andrange des Eiſes zu widerſtehen vermochte. Dieſes Gebälke, welches feſt und ſicher auf dem Grunde des Waſſers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war ſo breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, ſchützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Dieſe Eſtacade, wie man ſie nannte, lief von beiden entgegenſtehenden Ufern ſo weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beiden Eſtacaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war,

[1] Strada 560.

ſo hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſo viel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten ſie ſich beide in ein länglichtes Viereck, welches ſtark mit Kanonen beſetzt war, und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.[1]

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es ſicher herbeizuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſirt, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hinein zu ſegeln. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Baſtei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bei Calloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo größer, nachdem man erſt die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entledigt, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, **Odet von Teligny**, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde

[1] Strada 560 sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen. [1]

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Canal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Canal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Canal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Canal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Canal und durch das überschwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt

[1] Meteren 481. Strada 564.

Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Canal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang. Von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden. [1]

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahreszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werke höchſt verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernſthaften Angriffe auf daſſelbe deſto günſtiger ſeyn konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconſequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beſte vernachläſſigt. Die Regierung dieſer Stadt war in allzu viele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einſicht wählen und mit Feſtigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magiſtrate, in welchem der Bürgermeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Corporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befeſtigung der Stadt, das Schiffsweſen, der Commerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die, ſo oft es ihnen beliebte, in die Rathsverſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrei und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche

[1] Strad. 565.

Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer ſich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung ſetzen; daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren ging. [1]

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerſtehen wollte, würde indeſſen bei weitem nicht ſo viel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengeſetzte Parteien getheilt, indem die erſtern nicht ohne Urſachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher ſehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernſte anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der ſie das Gute genoſſen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schickſale. Sechzig bis ſiebenzig der Zurückbleibenden aus dieſer Claſſe übergaben dem Rath eine Bittſchrift, worin ſie den Wunſch äußerten, daß man mit dem Könige tractiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplicanten und eine denſelben aufgelegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edict zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte. [2]

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verſtändniſſe unterhielt, und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entging keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten

[1] Meteren 484. Thuan. II. 529. Grotius 88.
[2] Meteren 485.

weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Künstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden tractiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche

Rathſchluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derſelbe dem Papſte gethan habe; von dieſer Seite ſey all ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem ſie die wahren Urſachen aufzählte, welche dieſen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der ſpaniſchen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte ſie nicht, daß ſie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch ſchon dieſer Urſache wegen keinen Vergleich mit dem ſpaniſchen Monarchen eingehen könne, ohne ſich des ſträfbarſten Leichtſinns und der Undankbarkeit ſchuldig zu machen.[1]

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entſchluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Exiſtenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit dieſem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Geſandtſchaft nach Paris abgegangen, und die Ausſicht auf dieſen mächtigen Beiſtand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper ſtärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für ſeine Perſon auch nicht ungeneigt, dieſes Anerbieten ſich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in ſeinem eigenen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider ſeinen Willen, davon abzuſtehen. Die Niederländer wandten ſich nunmehr mit ihrem Geſuche an die Königin Eliſabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu ſpät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beiſtand leiſtete. Während daß man in dieſer Stadt den Erfolg dieſer Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichſten und nächſten Mittel zu ſeiner Rettung verſäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind deſto beſſer zu benutzen verſtand.[2]

Zwar hatte es der Bürgermeiſter von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen laſſen, die ſeeländiſche Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke

[1] Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

[2] Meteren 488 u. folg. Allgem. Geſchichte der v. Niederl. III. 476—491. Grotius 89.

zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus dieſe Expedition unterſtützen würde. Die langen und öfters ſtürmiſchen Nächte konnten dieſe Verſuche begünſtigen, und wenn zugleich die Beſatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, ſo würde es dem Feinde kaum möglich geweſen ſeyn, dieſem dreifachen Anfalle zu widerſtehen. Aber unglücklicherweiſe waren zwiſchen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entſtanden, welche Urſache waren, daß die Ausrüſtung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weiſe verzögert wurde. Um ſolche zu beſchleunigen, entſchloß ſich endlich Teligny, ſelbſt nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland verſammelt waren; aber weil der Feind alle Päſſe beſetzt hatte, ſo koſtete ihn dieſer Verſuch ſeine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapferſten Vertheidiger. Indeſſen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünſtigung der Nacht, und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke ſich ſchlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere ſolcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, ſo verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer beſtimmten Anzahl ſich hinauswagen ſollten, welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geſchahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Verſuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere verſenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Verſuche im Großen fortzuſetzen. Aber ſo eifrig auch St. Aldegonde dieſes betrieb, ſo fand ſich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug beſteigen wollte.[1]

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſte vorgenommen. Zwiſchen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zweiundbreißig Plaiten (platte Fahrzeuge), jede ſechsundſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hintertheile mit

[1] Strad. 564. Meteren 484. Boidan. Annal. 69.

ſtarken Kabeltauen und eiſernen Ketten an einander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß von einander abſtanden, und dem Strome einen freien Durchzug verſtatteten. Jede Planke hing noch außerdem an zwei Ankertauen, ſowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Flut ſtieg, oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweitauſend vierhundert Schritten. Dabei war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſirt und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Commandowort Flammen ſpeien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begränzten, und außer den zwei hölzernen Baſteien auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in Allem ſiebenundneunzig Kanonen, die ſowohl über der Brücke, als unter derſelben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Baſteien, theils die Schiffe beſetzten, und, wenn es noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſicher geſtellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Theil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen; dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus

dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Maſtbäumen aneinander befeſtigt waren, ſo daß ſie eilf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiſerne Spitze entgegenkehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber ſchlaffen Ankertau, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können, daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren, und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke nnd noch ein Theil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Vertheidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten. [1]

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem ſiebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinwegfließen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bei dieſem Anblick vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabei geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeſchnitten ſey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in den dieſen Tagen auf Herzogenbuſch

[1] Strad. Dec. II. L. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. Band. 497.

gewagt, um entweder dieſe Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. [1]

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und hinterbringe denen „die dich herſchickten, was du geſehen haſt. Melde ihnen aber „dabei, daß es mein feſter Entſchluß ſey, mich entweder unter „den Trümmern dieſer Brücke zu begraben, oder durch dieſe „Brücke in eure Stadt einzuziehen." [2]

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anſtalten, wenn die erſte Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längſt ſchon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugeſehen, welche zum Entſatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichſten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der ſeeländiſchen und antwerpiſchen Flotten, wenn ſie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen ſollten, mit allen ſeinen Werken nicht viel würde auszurichten ſeyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des ſeeländiſchen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verſchafft; jetzt aber beſchleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüſtung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, ſchickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Juſtin von Naſſau mit ſo viel Schiffen, als ſie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Dieſe Flotte legte

[1] Strada 567—574. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.
[2] Strada 568.

ſich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Beſitz hatte, und beſchoß daſſelbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterſtützt, mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grunde gerichtet und mit ſtürmender Hand erſtiegen wurden. Die darin zur Beſatzung liegenden Wallonen zeigten die Feſtigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; ſie überließen dem Feinde ſchimpflich die Feſtung, der ſich in kurzem der ganzen Inſel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeiſterte. Der Verluſt dieſer Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma ſo nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den ſchuldigſten darunter enthaupten ließ. Indeſſen eröffnete dieſe wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entſcheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch ſchon bereitgehaltene Maſchinen, die Schiffbrücke ſprengte, die ſeeländiſche Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe ſeyn ſollte, um ſogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu ſegeln. [1]

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit ſeiner Brücke zu Stande war, arbeitete ſchon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerſtörung. Friedrich Gianibelli hieß dieſer Mann, den das Schickſal beſtimmt hatte, der Archimed dieſer Stadt zu werden, und eine gleiche Geſchicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verſchwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte ſich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem König Philipp ſeine Dienſte in dem niederländiſchen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künſtler den Hof, des Vorſatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienſte bekannt zu machen, das er ſo wenig zu ſchätzen gewußt hatte. Er ſuchte die Dienſte der Königin Eliſabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem ſie einige Proben von ſeiner Kunſt geſehen, nach Antwerpen ſchickte. In dieſer Stadt ließ er ſich wohnhaft

[1] Strada 573. 574. Meteren 495.

nieder, und widmete derſelben in der gegenwärtigen Extremität ſeine ganze Wiſſenſchaft und den feurigſten Eifer. [1]

Sobald dieſer Künſtler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernſtlich gemeint ſey, und das Werk der Vollendung ſich nahe, ſo bat er ſich von dem Magiſtrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch ſechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden, und, um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faſſen, und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzu koſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen, nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechzig Centnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eigenen Erfindung, und bedeckte denſelben mit großen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches ſpitz zulief, und ſechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelaſſen, welche die Mine anzünden ſollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der beſtimmten Zeit Funken

[1] Meteren 495. Strada 574.

ſchlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand ſtecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit dieſen Maſchinen bloß darauf abgeſehen ſey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derſelben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerkſamkeit deſſelben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüſtete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Beſtimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Dieſe Brander ſollten in vier verſchiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, ſo daß ſie endlich vom Schießen erſchöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen, wenn die rechten Vulcane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu ſprengen, und den Hauptſchiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieſes Vorpoſtengefecht den Feinden zu thun zu geben, ſie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulcans auszuſetzen. [1]

Die Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieſes großen Unternehmens beſtimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte ſich auch ſchon in dem ſpaniſchen Lager verbreitet, beſonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war ſich daher auf einen ernſtlichen Angriff gefaßt; nur irrte man ſich in der eigentlichen Beſchaffenheit desſelben, und rechnete mehr darauf, mit Menſchen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu dieſem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den beſten Theil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorgfältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunkel geworden, ſo ſah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherſchwimmen, dann noch drei andere, und gleich darauf eben ſo viele. Man

[1] Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 596.

ruft durch das ſpaniſche Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Indeſſen vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, theils paarweiſe, theils zu dreien, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpiſchen Flotte, Jacob Jacobſon, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz, darin verſehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeſchwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung geſtört wurde.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten, welche ſowohl hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzten im Widerſcheine. Mit einem gemiſchten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das eher einer Fête als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieſes ſonderbaren Contraſtes der äußern Erſcheinung mit der innern Beſtimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweitauſend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem ſie ſelbſt ſich auf ſchon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.[1]

Jetzt verwirrte ſich der Zug, und die führerloſen Schiffe langten einzeln und zerſtreut bei den ſchwimmenden Werken an, wo ſie entweder hängen blieben, oder ſeitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverſchiffe, welche beſtimmt geweſen waren, das ſchwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der ſich in dieſem Augenblicke erhob, an das flandriſche Ufer; ſelbſt der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zerſprang,

[1] Strada 576.

etliche ſpaniſche Soldaten, die in einer nahegelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schickſal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das ſchwimmende Werk auf der flandriſchen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in dieſem Augenblicke ſich entzündet, ſo war der beſte Theil ſeiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuſcht, welche dieſe Maſchine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von ſich warf, hielt man ſie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden beſtimmt ſey. Und wie man nun gar eins der Feuerſchiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöſchen ſah, ſo verlor ſich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anſtalten des Feindes zu ſpotten, die ſich ſo prahleriſch angekündigt hatten, und nun ein ſo lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegenſten warfen ſich ſogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu beſehen und ihn auszulöſchen, als derſelbe vermittelſt ſeiner Schwere ſich durchriß, das ſchwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zerſprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf Einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matroſen zu, die Maſchine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löſchen, ehe ſie das Gebälk ergriffen.

Er befand ſich in dieſem bedenklichen Augenblick an dem äußerſten Ende des linken Gerüſtes, wo daſſelbe eine Baſtei im Waſſer formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite ſtanden der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der ſonſt den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr ſchlimmſter Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutſchen Regimenter; die Generale Cajetan und Guaſto, nebſt mehrern der vornehmſten Officiere; alle ihrer beſondern Gefahr vergeſſend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beſchäftigt. Da nahte ſich dem Herzog von Parma ein ſpaniſcher Fähndrich, und beſchwor ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von

ſeinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies ſagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht, als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich, von Cajetan und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börſte die Erde, und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulcans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der ſie umgab, hinausgetrieben worden, ſo daß alle Feſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drei Meilen im Umkreiſe ſchütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theil der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert und mit Allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuren Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulcans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulcans, Andere durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt, noch Andere erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, Viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der

Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtacken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch Andere waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit ſich ſelbſt zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden ſahen ſich viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem flandriſchen Ufer und ſetzte ihn auf dem brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen, als in dieſem Augenblicke, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil ſich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern, Cajetan und Guaſto, ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werke ſo vieler Monate angerichtet hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil ſeines Heeres, ein anderer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere ſeiner beſten Officiere getödtet; und als ob es an dieſem

öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryshurg, den er unter allen ſeinen Officieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden ſey. Und doch ſtand das Allerſchlimmſte noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heeres durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander geſprengt, und nichts hinderte die ſeeländiſchen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Waſſer zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen![1]

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß dieſer über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar ſchickte St. Aldegonde, ſobald man den Knall des Vulcans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, ſobald ſie glücklich hindurchpaſſirt ſeyn würden, und dann mit dieſer Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu ſegeln, um die ſeeländiſche Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſandten Schiffern eine anſehnliche Belohnung verſprochen worden, ſo wagten ſie ſich doch nicht in die Nähe des Feindes, ſondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botſchaft, daß die Schiffbrücke unverſehrt und das Feuerſchiff ohne Wirkung geblieben

[1] Strad. 377 sq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. 497.

ſey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine beſſeren Anſtalten gemacht, den wahren Zuſtand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günſtigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen ſah, ſo beſtärkte man ſich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben dieſe Unthätigkeit der Bundsgenoſſen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es ſich auch in der That verhielt. Einer ſo ungeheuren Inconſequenz konnte ſich nur eine Regierung ſchuldig machen, die ohne alles Anſehen und alle Selbſtſtändigkeit Rath bei der Menge holt, über welche ſie herrſchen ſollte. Je unthätiger man ſich indeſſen gegen den Feind verhielt, deſto heftiger ließ man ſeine Wuth gegen Gianibelli aus, den der raſende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage ſchwebte dieſer Künſtler in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeſchwommen, von der wirklichen Zerſtörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherſtellung derſelben beſtimmten Bericht abſtattete.[1]

Dieſe ſchleunige Ausbeſſerung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte ſich dieſer von dem Schlage erholt, der alle ſeine Entwürfe darnieder zu ſtürzen ſchien, ſo wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes allen ſchlimmen Folgen deſſelben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in dieſem entſcheidenden Augenblicke belebte aufs neue ſeine Hoffnung. Noch ſchien der ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu ſeyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzuſtellen, ſo war ſchon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wüßte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beiſpiele folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert, that ſein Aeußerſtes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt unter dem beſtändigen Lärm der

[1] Meteren 496.

Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja, sogar in der Structur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.[1]

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Plahten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweiten Male auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweiten Male die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie

[1] Strada 581 sq.

die vorigen, von dem Winde [illegible] Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada[1] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden, und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinander ſprengte. Aber alle dieſe Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minenſchiffe, welches Giánibelli nach Art des erſten, das ſo gut operirt hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen.[2]

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beiſpiel der Stadt Leyden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beiſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, um zwar die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfalle die nämlichen

[1] Dec. II. Libr. VI. 586.
[2] Meteren 497.

Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich unweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Damm hinweg konnten auch bei noch ſo hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bei Eröffnung der Blocade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs Aeußerſte zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damme ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Officiere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entſchloß ſich, in eigener Perſon dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze.[1]

[1] Strad. 582. Thuan. III. 48.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen, während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriff, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen,

die durch ein falſches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Uebereinſtimmung ihrer beiderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm.[1]

Endlich aber beſchloß man einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptſturm, ſowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der ſechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwei entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die Scheldbrücke durch neue Maſchinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entſetzen.[2]

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen, und das Commando darüber den erfahrenſten Officieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuz-Schanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowenſteiniſche Damm in den großen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloſſes Cowenſtein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Commando des Camillo von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tauſend Schritte von dieſer die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem ſie ruhte, den Namen führte; am äußerſten Ende des Dammes, unweit Stabroek, lag eine fünfte Baſtei, worin der Graf von Mansfeld nebſt einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jetzt mit friſcher Artillerie

[1] Strad. 583. Meteren 498.
[2] Strad. 584. Meteren 498.

und Mannſchaft verſtärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung deſſelben Pfähle einſchlagen, ſowohl um den Wall dadurch deſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen.[1]

Früh Morgens, am ſechzehnten Mai, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe daher geſchwommen, wodurch die ſpaniſchen Schildwachen auf dem Damm, welche ſich jener furchtbaren Vulcane erinnerten, ſo ſehr in Furcht geſetzt wurden, daß ſie ſich eilfertig nach den nächſten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche bloß wie Brander ausſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die nun plötzlich ans Land ſprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwiſchen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erſtiegen. Unmittelbar darauf zeigte ſich die ganze ſeeländiſche Flotte mit zahlreichen Kriegsſchiffen, Proviantſchiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faſchinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um ſogleich, wo es noth that, Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſeyn würde, zu durchgraben.[2]

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die Antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbei, und beſtürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwiſchen den zwei nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehr auf, welche die Feinde von einander abſchneiden und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem mit einander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächſten Redouten herbeizueilen und einen

[1] Strad. 582. 584.
[2] Strad. 587 sq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

muthigen Angriff zu thun, während daß das Geſchütz von der Georgs-Schanze unausgeſetzt auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchſtach und die Bruſtwehr-thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte; und in dieſem kriegeriſchen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden, ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beſtändigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewiſſermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, ſchien ſelbſt dieſe gemeinen Tagelöhner mit einem heroiſchen Muthe zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reihen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbei. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meiſten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, ſo entfiel dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meiſter, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anſtand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, ſo luden ſie in der Geſchwindigkeit ein ſeeländiſches Laſtſchiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein Antwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die geängſtigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner

rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.[1]

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte; Gamboa, der sie commandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.[2]

[1] Strad. 589. Meteren 498.
[2] Meteren 498.

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der Schall des Geſchützes vom Damme her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreit ſah, in eigener Perſon den Deich zu entſetzen. Von zweihundert ſpaniſchen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächſten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Muth ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Local des Schlachtfeldes noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beider Theile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußerſten Enden des Dammes wälzte ſich der Kriegsſtrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meiſter ſpielten, und ihre ganze Stärke verſammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an dieſem Tag ein edler Wettſtreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahl-Schanze zu befreien ſuchten, welche der Feind zu Waſſer und zu Lande heftig bedrängte, drangen dieſe mit Alles niederwerfendem Ungeſtüm auf die Bruſtwehr los, welche der Feind zwiſchen St. Georg und der Pfahl-Schanze aufgethürmt hatte. Hier ſtritt der Kern der niederländiſchen Mannſchaft hinter einem wohlbefeſtigten Walle, und

das Geſchütz beider Flotten deckte dieſen wichtigen Poſten. Schon machte der Herzog Anſtalt, mit ſeiner kleinen Schaar dieſen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit ſtürmender Hand in die Pfahl-Schanze eingedrungen, davon Meiſter geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Bruſtwehr im Anzuge ſeyen. Vor dieſer letzten Verſchanzung ſammelte ſich alſo nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geſchah das Aeußerſte, ſowohl dieſe Baſtei zu erobern, als ſie zu vertheidigen. Die Niederländer ſprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuſchauer dieſes Kampfes zu bleiben. Alexander ſtürmte die Bruſtwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geſchahen, und fünfmal wurden ſie zurückgeſchlagen. Die Niederländer übertrafen in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſich ſelbſt; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten ſie mit dieſer Standhaftigkeit gefochten. Beſonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Verſuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, ſo warf ſich der Herzog ſelbſt, einen Wurfſpieß in der Hand, bis an die Bruſt ins Waſſer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldiſchen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Breſche in die Bruſtwehr zu machen, und, indem der Eine ſich auf die Schultern des Andern ſchwang, die Höhe des Walls zu erſteigen. Barthelemy Toralva, ein ſpaniſcher Hauptmann, war der Erſte, der ſich oben ſehen ließ, und faſt zu gleicher Zeit mit demſelben zeigte ſich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Bruſtwehr; und ſo wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entſchieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieſes Wettſtreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl ſeiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und geſtand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieſes Officiers die Eroberung der Bruſtwehr zu danken habe. Den ſpaniſchen Hauptmann Toralva, der ſtark verwundet war, ließ er in ſein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf ſeinem eigenen Bette verbinden,

und mit demſelben Rocke bekleiden, den er ſelbſt den Tag vor dem Treffen getragen hatte.[1]

Nach Einnahme der Bruſtwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländiſchen und ſeeländiſchen Truppen, welche aus ihren Schiffen geſprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als ſie um ſich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abſtoßen ſahen.

Denn die Flut fing an ſich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren ſchweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen ſich von dem Damme zurück und ſuchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, ſo zeigte er ſeinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte ſie auf, mit einem Feinde zu enden, der ſich ſelbſt aufgegeben habe. Die holländiſchen Hülfstruppen waren die erſten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beiſpiel. Sie warfen ſich eiligſt den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungeſtüm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt, und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwerte des nachſetzenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen ſuchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſammt ihrer Mannſchaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen den Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen

[1] Strada 393.

achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platz geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderem Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung, Verlornes Geld, vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. [1]

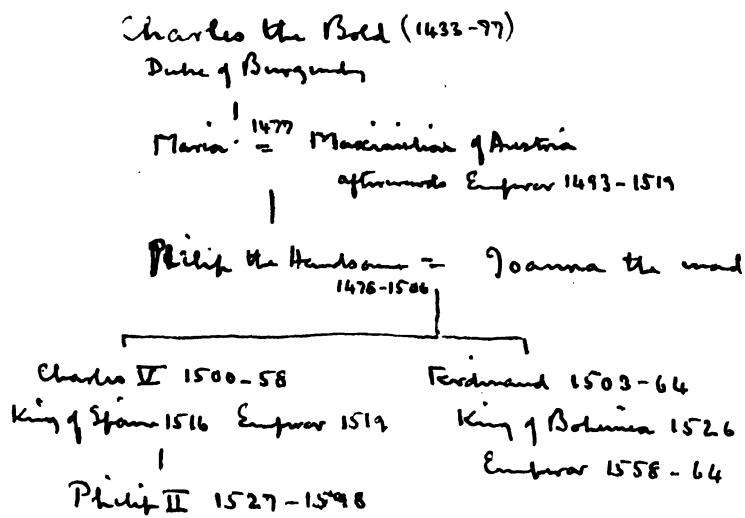
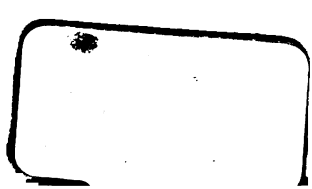
Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches

[1] Thuan. III. 49. Meteren 485. Strad. 597 sq.

in vollen Halmen ſtand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte ſich ſelbſt zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verſchwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man alſo keine Möglichkeit mehr ſah, den Proviant zu vermehren, ſo blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja ſelbſt die Weiber und Kinder ſollten aus der Stadt hinweggeſchafft werden; aber dieſer Vorſchlag ſtritt allzuſehr mit der Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgehen ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und ſo ſah ſich denn St. Aldegonde genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu tractiren. [1]

[1] Meteren 500. Strad. 600 sq. Thuan. III. 50. Allgem. Geſch. d. v. Niederl. III. 499.

522822


Charles the Bold (1433-77)
Duke of Burgundy
Maria = 1477 Maximilian of Austria
afterwards Emperor 1493-1519
Philip the Handsome = Joanna the mad
1478-1506
Charles V 1500-58
King of Spain 1516 Emperor 1519
Philip II 1527-1598
Ferdinand 1503-64
King of Bohemia 1526
Emperor 1558-64